Paed.pr.
486
-2-

XII

C. Glocker inv.   d. Kunst- u. geogr. Anst. v. Serz, Nürnbg.

Der heilige Xaver.

Sammlung

moralischer Erzählungen

für

Deutschlands Söhne und Töchter.

Von

A. Boost.

Zweiter Band.

Augsburg, 1843.
Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.
(J. P. Himmer.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seit
Der kleine Savoyarde	1
Ueber die Gefahren an den Thüren zu lauschen .	8
Das Testament	17
Der Kirschenstrauß	31
Die Kirschen	46
Heiliger Schutz	61
Kindlicher Liebe wird immer ihr Lohn . . .	69
Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser .	82
So bin ich reich geworden	94
Schreckliches Opfer kindlicher Liebe	104
Der glücklich gewählte Beruf	129
Lebensgeschichte des hl. Franziskus Xavereius . .	110

Der kleine Savoyarde.*)

Die Savoyarden haben sich jederzeit durch ihre Arbeitslust und gewissenhafte Treue ausgezeichnet. Daher fanden sie in den größten Häusern von Paris stets eine günstige Aufnahme, und nie haben sie das Vertrauen, das man ihnen schenkte, getäuscht. An die ärmlichste Nahrung gewöhnt, entsagen sie weder dieser, noch ihrem schmutzigen Anzuge, und suchen und wünschen allein, durch harte Arbeiten eine mäßige Summe sich zu verdienen, um sie unter freudigem Jubel ihren Familien zu bringen, die in ihrer Abwesenheit oft viel Elend ertrugen.

Das Fegen der Rauchfänge ist aber eine der vorzüglichsten Arbeiten dieser guten Leute, und gewöhnlich gehen zwei miteinander, von denen der eine sehr groß, der andere sehr klein und beinahe noch ein Kind ist, von denen der erstere die großen, der letztere die kleinen Rauchfänge der Kabineten und Ankleidzimmer besteigt. Der kleine Schornsteinfeger steht aber gänzlich unter der Aufsicht des großen, der über jenen die volle Gewalt eines Herrn und Lehrers ausübt.

Es war am Ende des Herbstes, als Hr. Destinval, ein sehr redlicher Kaufmann von Paris, zwei

*) Aus dem französischen Werke des J. N. Bouilly.

Savoyarden in sein Zimmer berief, um den Rauchfang zu reinigen. Da er von einer neuen Bauart und sehr enge war, so mußte der kleine unter den beiden ihn besteigen. Der Gewohnheit gemäß bedeckte man den Eingang des Rauchfangs mit einem doppelt zusammengelegten Bett-Tuch, um das Zimmer gegen den Geruch und dicken Staub des Rußes zu schützen. Sobald der kleine Schornsteinfeger seine Arbeit angefangen hatte, ging der große fort, um in dem nämlichen Hause andere zu beginnen.

Elise, die Tochter des Hrn. Destinval, die gern das Liedchen hören wollte, welches die Savoyarden bei ihrer Arbeit zu singen pflegen, blieb in dem Zimmer ihres Vaters; als sie aber, um besser zu hören, das vorgehängte Tuch ein wenig zurückzog, fiel dasselbe herunter, worauf sie unter einer Wolke von Ruß, die aus dem Rauchfang hervorstürzte, es aufhob, und davon lief, um sich schnell das Gesicht und die Hände zu waschen, und hierdurch jede Spur ihrer Unbesonnenheit zu verwischen.

Während dieser Zeit hatte der kleine Schornsteinfeger seinen Gesang und seine Arbeit vollendet, und verließ nun den Rauchfang. Da er aber in dem Zimmer sich ganz allein sah, so rief er seinem Kameraden, der auch bald in Begleitung des Hrn. Destinval und mehrerer Bedienten eintrat.

Als der Ruß hinweggebracht, und der kleine Savoyarde sich abgeschüttelt, gereinigt, und sein Westchen wieder angezogen hatte, schenkte ihm Hr. Destinval einen Thaler als Trinkgeld, weil er nicht blos mit der Arbeit desselben zufrieden war, sondern

auch die offene und natürliche Freundlichkeit des kleinen schönen Bergkindes ihm sehr wohl gefiel. Hierauf gingen beide Savoyarden miteinander fort, um auch jenen Ruß beseitigen zu helfen, den der große Savoyarde aus einem andern Rauchfange heruntergeschafft hatte.

In diesem Augenblicke trat Elise in das Zimmer ihres Vaters, und erzählte ihm, was zwischen den beiden Savoyarden vorgefallen sei. Sie habe nämlich gesehen, daß der kleine den Thaler, der ihm geschenkt worden, dem größern gegeben habe. Zugleich habe sie gehört, wie beide über den „guten Morgen, den sehr guten Morgen“ sich glücklich priesen. — Mit einem Worte, Elise wiederholte ihrem Vater alles, was gesagt, wieder gesagt und geantwortet wurde; denn dieses junge Frauenzimmer war zwar sehr gefühlvoll und liebenswürdig, besaß aber eine Geschwätzigkeit, die sie oft zu der größten Unbesonnenheit verleitete, und die ihr abzugewöhnen, ihre Eltern bisher vergeblich sich bemüht hatten.

Als in dem Zimmer des Herrn Destinval wieder Alles in Ordnung gebracht war, wollte er sich nun ankleiden, fand aber nicht seine goldne Kniebandschnallen, die er auf das Kamin gelegt hatte; dieses befremdete und beunruhigte ihn, und da er sie vergebens suchte, wurde der Verdacht in ihm rege, der kleine Savoyarde habe sie entwendet. — Doch das offene und heitere Gesicht des kleinen Schornsteinfegers, seine Freude, die er bei dem Empfang des ihm geschenkten Thalers bezeigte, alles dieses ließ bei ihm noch nicht den Glauben wur-

zeln, daß jener der Dieb sey. Indem er nun mit größtem Eifer das Zimmer durchsuchte, machte ihm seine Tochter Elise den Vorschlag, sie wolle die Leute im Hause befragen, ob sie nicht etwa wegen den abhandengekommenen Schnallen Auskunft geben könnten. Da sagte dann Herr Destinval zu ihr: „thue dieses, aber hüte dich wohl auf irgend Jemand Verdacht zu werfen, und gieb blos heimlich dem Thürsteher den Befehl, daß er dem kleinen Savoyarden sage, er möchte vor seinem Fortgehen noch einmal zu mir heraufkommen, indem ich ihn sprechen, und ihm einen Auftrag geben wolle.“

Elise befolgte die Befehle ihres Vaters. Kein Diener des Hauses hatte die fraglichen Schnallen gesehen. Jeder von ihnen hatte Tausend Vermuthungen, allen aber ging dieser Vorfall sehr nahe. Denn das Verschwinden des kleinsten Gegenstandes ist in einem Hause, worin redliche Diener sich befinden, immer ein Unglück, indem jeder Zweifel zum Schimpf, der kleinste Verdacht aber schon zur Strafe gereicht.

Elise, die von ihrem unglücklichen Hang zum Schwätzen oft viel weiter, als sie selbst dachte, sich verleiten ließ, vergaß in diesem Augenblicke das, was der Vater ihr anempfohlen hatte, nnd erinnerte mehrere von dem Hausgesinde daran, daß der kleine Schornsteinfeger, als er den Rauchfang verließ, ganz allein in dem Zimmer ihres Vaters sich befunden habe. Sie bemerkte dabei, sie glaube auf dem Gesichte desselben einige Verlegenheit und innere Aufregung bemerkt zu haben, als sie mit ihrem Vater

in das Zimmer gekommen u. s. w. Zuletzt vertraute sie ihnen, jedoch als das größte Geheimniß, an, daß ihr Vater selbst den kleinen Savoyarden wegen des Diebstahls im Verdacht habe. Sodann sprang sie zu dem Thürhüter hinunter, sagte ihm den Befehl ihres Vaters und eilte schnell zu diesem zurück.

Dieser jedoch konnte immer noch nicht glauben, daß der kleine Unglückliche sich so weit vergessen habe. „Ich will, sagte er, und muß mich von seiner Unschuld überzeugen; sollte er etwa schuldig sein, so werde ich ihn zwar hart bestrafen, doch auch den großen Schimpf, und die fürchterliche Rache von ihm abwenden, die alle seine Landsleute an ihm ausüben würden. . . . ." Kaum hatte Herr Destinval dieses gesagt, so hörte man von dem Hofe her ein herzzerreissendes Geschrei, und das Auffahren wiederholter Schläge, und dieses zog in einem Augenblicke nicht blos die Leute im Hause, sondern auch die Vorübergehenden herbei. Herr Destinval öffnete sein Fenster, und sah nun, wie der große Savoyarde den kleinen unbarmherzig schlug, und wie dieser mit gefaltenen Händen, und von den Schlägen ganz zernichtet, seine Unschuld immerfort betheuerte. Da Herr Destinval glaubte, der Knabe habe den Diebstahl eingestanden, so ging er schnell hinunter, um ihn seinem traurigen Schicksale zu entziehen. Elise folgte ihrem Vater, indem sie ebenfalls dachte, der Dieb sey entdeckt; aber von welchem Schmerz wurde sie ergriffen, als sie einen ihrer Bedienten, der den kleinen Schorn-

steinfeger an den Haaren hielt, schreien hörte: „Ja, das ist der Schuldige, der uns alle dem schlimmsten und unverdientesten Verdacht aussetzte; und er soll das Uebel, das er uns bereitete, tüchtig büßen.“ Da drängte sich Herr Destinval durch den Haufen und fragte, was habt ihr denn für Beweise, um ihn zu verdammen? Giebt es größere, antwortete hierauf der Bediente, als ihre Anklage selbst? — Wer hat denn euch gesagt, daß ich ihn anklage? Die Mademoiselle Elise. — Und warum wollen Sie einen jungen Verbrecher schonen, der uns alle in das schlimmste Licht gesetzt hat? — Was? meine Tochter, sagte Herr Destinval mit Unwillen, du konntest das Geheimniß, das ich dir zu bewahren befahl, ausplaudern! Nein, nein, setzte er hinzu, ich bezeuge bei meiner Ehre, daß ich diesen Knaben nie angeklagt habe: nur einen ganz gewöhnlichen Verdacht konnte ich zulassen, und war weit entfernt zu glauben, daß meine Tochter, indem ich mit ihr darüber sprach, einen solchen grausamen Gebrauch davon machen würde.“

Während Herr Destinval in dieser Weise sprach, lag der kleine Savoyarde zu seinen Füßen, bat um Gerechtigkeit und schrie um Mitleid. Verwirrt und zitternd sah nun Elise, obgleich zu spät, die Folgen ihres unheilvollen Unverstandes. Die noch immer erhitzten Bedienten, und die herbeigekommenen Zuschauer, die ohnedieß gern dem ersten Eindruck sich hingeben, begehrten endlich mit vielem Geschrei, daß man den Dieb auf die Wache führen, und dem Gerichte übergeben solle. In diesem Augenblicke kam

die Kammerjungfer der Elise athemlos dahergelaufen und überbrachte dem Hrn. Destinval seine goldene Schnallen, die sich in dem Tuche vorgefunden hatten, das man, während der kleine Savoyarde fegte, in die Oeffnung des Rauchfangs gestopft hatte, und das den Händen der neugierigen Elise entschlüpft war.

Leicht begreiflich ist daher die Verzweiflung dieser jungen Person, die jetzt, wie Jedermann die Unschuld des armen kleinen Savoyarden erkannte, der selbst in diesem Augenblicke noch um Mitleid sie anflehte. Halb ohnmächtig fiel sie in die Arme ihres Vaters. Die Bedienten erbleichten und machten sich Vorwürfe, daß sie einer jungen Unbesonnenen so leicht geglaubt haben. Alle Zuschauer zogen sich zurück, und erklärten laut, es sei doch abscheulich, daß man die Unschuld so mißhandle. Der große Savoyarde wußte gar nicht, wie er die Schläge, die er dem kleinen gegeben hatte, wieder gut machen sollte. Herr Destinval aber zeigte der Elise die blaue Maale, womit der arme Knabe bedeckt war, und sagte: „das ist dein Werk.“ — Ich werde meinen Fehler zu verbessern suchen, fiel Elise rasch ein; ich selbst will den Unglücklichen pflegen und heilen, und wenn sie mein Vater, mir es erlauben, so will ich ihn in meine Dienste nehmen; er soll mich nicht mehr verlassen. — Ich gebe dieses gerne zu, meine Tochter, erwiederte Herr Destinval; möchte er dich dein ganzes Leben hindurch daran erinnern, daß selbst das geringste ausgestossene und übel verstandene Wort, wenn auch unsere Ab=

sicht die beste war, gar oft die schrecklichsten Folgen haben, und uns Unglück für unser ganzes Leben bereiten kann.

Ueber die Gefahren an den Thüren zu lauschen. *)

Unter allen Fehlern, denen die Menschheit unterliegt, ist wohl keiner, der mehr den Menschen erniedrigt, und ihm öfters sehr schmerzhafte Demüthigungen zuzieht, als gerade jene unselige Neugierde, die alles, was andere sprechen oder thun, zu erlauschen strebt.

Frau von Volmars, die reiche Wittwe eines ausgezeichneten Offiziers der Marine, hatte drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, die ihr zum Trost und zur Freude gereichten. Denn die beiden Brüder Julius und Adolph hatten sich für die ehrenvolle Laufbahn bestimmt, die ihr Vater mit so vielem Ruhme durchlaufen war, und da die Großthaten eines Duquesne und Jean Bart, dieser Seehelden, ihnen täglich vor Augen standen, so befeuerte dieses ihren Fleiß, und ihr Streben, ihnen nachzuahmen. Zur größten Freude Aller waren sie in das Schloß Volmars gekommen, um als Eleven in der Marinschule ihre Vacanzzeit dort zuzubringen, und wie die Mutter gegen ihre Söhne, bezeugte auch

*) Aus dem französischen Werke des J. N. Bouilly.

Klara gegen ihre Brüder eine unüberschwengliche Zärtlichkeit.

Klara besaß ein sehr gutes Herz, und viele treffliche Eigenschaften, durch die sie die Liebe der Menschen gewann und ihre Aufmerksamkeit auf sich zog; leider aber wurden jene durch eine bösartige Neugierde öfters in Schatten gestellt, die sie trotz aller Verweise ihrer Mutter auf jede Art zu befriedigen suchte.

Denn hundertmal hatten die Bedienten sie ertappt, daß sie auflauerte, was sie sprachen, oder ausspionirte, was sie thaten. Selbst die Frau von Volmars hatte öfters an der Thüre ihres Zimmers, wenn sie mit Jemand im Geheimen sich besprach, jene horchend getroffen, und hatte selbst in ihrem Kabinete sie mehrmals überrascht, wo sie kauernd auf dem Boden eines Schrankes, alles, was vorging, erlauschen wollte. Weder die Furcht noch die Beschämung konnte bisher diesen unseligen Hang, diese unersättliche Neugierde in ihr vertilgen. War sie mit ihrer Mutter auf einem Spaziergange, so war ihre Aufmerksamkeit auf Alles, was um sie her vorging oder gesprochen wurde, so sehr gespannt, daß sie selten auf die Fragen jener antworten, noch aus den mütterlichen Bemerkungen Nutzen ziehen konnte.

Schon hatte Frau von Volmars alles mögliche angewendet, um diesen Fehler, der so sehr die guten Anlagen und die Liebenswürdigkeit ihrer Tochter verdunkelte, bei ihr zu verbessern. Da jedoch keine Besserung erfolgte, so erkannte sie nun, daß

die Geduld und die Belehrung einer Mutter nicht hinreichen, um eine eingewurzelte Unart auszurotten. Sie nahm sich daher vor, ihre Tochter durch eine mächtige Erschütterung ihrer Einbildungskraft von diesem Gebrechen zu befreien. An einem Sommerabend ging sie also mit derselben in den Garten der Tuilerien, wo eine ungeheure Menschenmenge sich befand. Als nun Klara denen, die um sie herum im Gespräche waren, mit der größten Aufmerksamkeit und Spannung zuhörte, und gar nicht nach ihrer Mutter blickte, verließ diese, um ihr eine derbe Lehre zu geben, heimlich ihren Stuhl, und ließ sie mitten unter vielen fremden Menschen zurück, indem sie einem alten Bedienten das Geheimniß anvertraut und ihm aufgetragen hatte, die junge Neugierige gegen etwa mögliche Unannehmlichkeiten zu schützen, übrigens aber, versteckt hinter einem Baum, ihre Verlegenheit zu beobachten und ihr nachzugehen, ohne daß sie ihn sehe.

Ermüdet von dem Geschwätz, das ihr von allen Seiten in die Ohren klang, schaute Klara endlich sich um, und als sie bestürzt und zitternd allenthalben ihre Mutter vermißte, unter so vielen fremden Menschen sich nun verlassen sah, und nicht wußte, was sie machen sollte, da fing sie aus Furcht und Aerger zu weinen an. Sogleich umringten sie mehrere Personen, die durch ihre viele Fragen sie noch mehr verwirrten. Unschlüssig und ängstlich wagt sie nicht ihren Namen zu sagen, und will ihn doch wieder sagen; sie geht und kehrt wieder zurück; sie geht nochmals, sucht mit ihren Augen umher,

und will noch immer nicht glauben, daß ihre Mutter sie mit Fleiß in diese große Verlegenheit gesetzt habe. Voll Verdruß über das unbescheidene Ausfragen vieler, und zugleich sehr beleidigt durch das Auslachen anderer, entschließt sie sich, die Tuilerien zu verlassen, und ganz allein nach Hause zu gehen. Indem sie nun dem Gitter sich näherte, erblickte sie den alten Bedienten, der ihr von weitem gefolgt war; schnell lief sie auf ihn zu, bat ihn um seinen Beistand, und erzählte ihm ihren Unfall, wobei sie ihm die Unruhe nicht verhehlte, die ihr das schnelle Verschwinden ihrer Mutter verursacht hatte. Als sie nun mit ihrem Begleiter nach Hause kam, machte Frau v. Volmars ihr die bittersten Vorwürfe, und versicherte sie, daß sie noch öfters auf ähnliche Art unter ganz fremden Menschen sich selbst überlassen werden würde, wenn sie ihre abscheuliche Neugierde sich nicht abgewöhne, indem diese sie verleite, nicht auf die Reden der Mutter sondern auf das Geschwätz ganz fremder Menschen aufzuhorchen, das oft sehr gefährlich, ja selbst für die weibliche Schamhaftigkeit sehr beleidigend sey.

Vergebens aber hatte Frau v. Volmars sich geschmeichelt, daß Klara durch diese in dem Garten der Tuilerien gemachten Erfahrungen gebessert würde. Denn gerade durch die Ankunft ihrer Brüder erhielt ihr Hang, alles bei denselben auszuforschen, einen noch stärkern Antrieb. Als diese nun merkten, daß ihre Schwester sie auf allen Wegen verfolge, ihre Gespräche belausche, und jeden ihrer Schritte auskundschafte, so nahmen sie, da münd-

liche Vorstellungen nicht fruchteten, nach Studenten-Art sich vor, durch einen muthwilligen Streich die unselige Neugierde ihrer Schwester in ihrem tiefsten Grunde zu ersticken.

Da die Frau von Volmars ihren Söhnen noch ein Fest bereiten wollte, ehe sie wieder nach ihrer Schule zurückgingen, so hatte sie eines Tages die Jugend der Umgegend zu einem Ball eingeladen, wozu auch Klara sehr prächtig und geschmackvoll sich ankleidete. Schon waren viele der Geladenen in dem Saale anwesend; doch Julius und Adolph befanden sich noch auf ihrem Zimmer, wo sie einigen jungen Leuten der Umgegend ihre Zeichnungen und Seekarten zeigten. Eine leise Bewegung an dem Schlüssel ihrer Thüre überzeigte sie schnell, daß die unverbesserliche Lauscherin wieder durch das Schlüsselloch schaue.

Julius, der trotz seines jugendlichen Muthwillens seine Schwester sehr liebte, und ihr bloß ihre abscheuliche und gefährliche Neugierde abgewöhnen wollte, verließ unter einem Vorwand auf einen Augenblick das Zimmer. Schnell wie der Blitz war Klara verschwunden und verbarg sich im Dunkeln. Julius hatte aber bei dem Herausgehen die Thüre zugemacht, und da er ein Licht und ein Stück schwarze Pastelfarbe mit sich nahm, so schrieb er nun oben an das Schlüsselloch mit umgekehrten Buchstaben die Worte „unverbesserliche Neugierige.“ Sodann ging er in das Zimmer zurück, schlug die Thüre, deren Schlüssel er abgezogen hatte, kräftig zu, und begann mit seinen Freun-

den fortzuplaudern und laut zu lachen. Kaum hatte die Unterhaltung begonnen, so schlich die junge Unbesonnene nochmals herbei, um das Gespräch zu hören, und das Treiben ihrer Brüder und Freunde zu sehen. Da sie den Schlüssel der Thüre abgezogen fand, und nun durch das Schlüsselloch sehr gemächlich in das Zimmer sehen konnte, weßhalb sie ihre Stirne ober demselben, wo Julius die bemerkten Worte angeschrieben hatte, anlehnte, so drückten sich diese auf jene ein, ohne daß sie etwas merkte, indem der Vorplatz ganz dunkel war. Als nun ihre Brüder mit ihren Freunden aufbrachen um in den Ballsaal zu gehen, verbarg sie sich schnell, und folgte ihnen dann in kurzer Zeit nach.

Sobald Frau von Volmars den Streich bemerkte, den man ihrer Tochter gespielt hatte, war sie darüber sehr erfreut, und bat einen jeden, die Neugierige in ihrer Unwissenheit zu lassen. Wirklich tanzte diese mehrere Stunden hindurch mit der größten Anmuth, wobei jedoch die Kundmachung ihres garstigen Fehlers ihr stets an der Stirne und Jedermann vor Augen stand. Endlich bemerkte sie aber doch, daß jeder der ihr sich freundlich näherte, mit Gewalt das Lachen unterdrücke, wie dann auch andere, auf sie hinblickend, sich in die Ohren flüsterten, und über sie sich zu belustigen schienen. Hierdurch überrascht und beunruhigt, glaubte sie anfänglich, in ihrem Anzug sey etwa eine Unordnung eingetretten, und schnell eilte sie an den Spiegel, wo sie jedoch die unselige Aufschrift auf ihrer Stirne erblickte, und nun einsah, daß die ganze

Gesellschaft sie zum Besten habe. Voll Erstaunen und Schrecken schrie sie laut auf, verließ schnell den Saal, und verschloß sich in ihrem Zimmer, wo sie allen Bitten, auf den Ball zurückzukehren, hartnäckig widerstand.

Julius, der als Urheber jenes Streiches sich bekannte, betrübte sich nun sehr über den tiefen Eindruck, den jener auf seine Schwester gemacht hatte. Zwanzigmal erschien er an ihrem Zimmer, und bat sie, wieder in den Saal zu kommen, erhielt aber von ihr jedesmal die Antwort: „Sie werde dieses Schelmenstück nicht vergessen, und man werde sie nicht mehr sehen.“ Wirklich währte der Ball fort, und endete auch ohne sie. Indem nun Julius noch immer wegen seiner Schwester sich härmte, tröstete ihn seine Mutter und machte ihn auf den wichtigen Dienst aufmerksam, den er derselben geleistet habe. Um aber auch die Liebe, die beide Geschwister für einander hegten, nicht zu stören, bat Frau v. Volmars die ganze Gesellschaft, es möchte doch Niemand der Klara den Namen dessen sagen, durch den ihr diese zwar starke aber heilsame Lehre geworden, was jeder sehr gern versprach.

Am andern Morgen ging Klara zu ihrer Mutter. Bei ihr war auf Aerger und Spott das Nachdenken und die Ueberlegung gefolgt. Weit entfernt sich zu beklagen und zu murren, umarmte sie ihre Mutter mit einer außerordentlichen Ruhe und Herzlichkeit; sie gestand ihr, daß sie die ganze Nacht hindurch über die Gefahren und Lächerlichkeiten,

denen sie bisher durch ihre unersättliche Neugierde sich ausgesetzt hatte, reiflich nachgedacht habe. Zugleich erklärte sie förmlich, daß sie künftighin nur auf sich allein, und nie mehr auf das, was andere sprechen oder thun, acht haben wolle, und bat zugleich ihre Mutter, ihr jenen zu nennen, von dem die Aufschrift, deren Spuren sie noch trug, herrühre, indem sie ihn als ihren besten Freund, den sie ihr ganzes Leben hindurch lieben werde, betrachte.

Erstaunt und bis zu Thränen gerührt, küßte Frau v. Volmars ihre liebenswürdige Tochter, rief ihre Söhne, und zeigte der Klara ihren Bruder Julius als den Erfinder der Aufschrift. „Ich habe daran gezweifelt, sagte Klara, und warf sich an seine Brust. Wie sehr freut es mich daher, daß ich ihm diesen Liebesdienst verdanke, und daß ich in meinem ältesten Bruder meinen besten Freund fand. Höchst gerührt und nun stolz auf seine That drückte auch Julius die Schwester an sein Herz, und bat zugleich die Mutter, vor seiner Abreise nach der Schule das Ballfest zu erneuern, indem an dem vorigen durch seine Schuld die Klara nur wenig Theil genommen habe. Frau v. Volmars beeilte sich diesen gerechten Wunsch ihres Sohnes zu erfüllen, und lud nach wenigen Tagen alle Gäste des früheren Ballfestes zu dem neuen wieder ein. Als nun bei Eröffnung desselben Klara am Arm ihres Bruders in den Saal trat, blickten alle Augen auf sie; von allen Seiten erhob sich ein Beifallklatschen und freudiger Zuruf, wo-

rauf Julius an die Stelle jener unseligen Aufschrift die Stirne seiner Schwester mit einer Krone von weissen Rosen, als Zeichen der Reinheit des Herzens, und eines vollendeten Charakters, bedeckte und zierte.

Indem nun Klara an den innigen Freuden ihrer Brüder und der ganzen Gesellschaft Theil nahm, fühlte sie in diesem Augenblick, daß das größte Glück darin bestehe, sich selbst meistern zu können, und daß alle Lächerlichkeiten, Thorheiten und Fehler jener Ueberlegung weichen müssen, durch die man allein, nebst dem eigenen Wohl, auch das Vertrauen anderer sich erwirbt.

Das Testament.*)

Herr Dartus vereinte mit einem großen Vermögen zugleich den Ruf eines braven Mannes wie auch eines geschickten Advokaten; doch ein widriges Geschick vergällte ihm jene Vortheile des Lebens. Früherhin Vater von sechs Kindern sah er sie nach einander sterben, und selbst die Mutter dieser zahlreichen Familie erlag zuletzt dem Kummer, der wegen des Verlustes aller ihrer Kinder an ihrem Herzen nagte. Niedergeschlagen von dem größten Schmerz, war ihr Gemahl mehrere Jahre in dem Wittwestande geblieben; als er aber einstens auf die Bitte einer jungen und schönen Verwandtin nach der Schweiz reiste, um ihre sehr wichtige Geschäfte zu ordnen, machte diese einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß in ihm der Wunsch rege wurde, ein zweites Ehebündniß einzugehen, und bestättigte hierdurch, daß man leichter die Hoffnung, Vater zu seyn, als das Glück, sich geliebt zu sehen, aufgibt.

Obgleich Herr Dartus schon in dem tiefen Mannesalter sich befand, so besaß er doch nebst der Gabe einer anziehenden Unterhaltung, und feiner Manieren so viele Verdienste, und ausgebreiteten Ruf, daß er selbst die Augen seiner jungen und schönen Verwandtin auf sich zog, und sie zu

*) Aus dem französischen Werke des J. N. Bouilly.

einem Ehebündniß mit ihm bestimmte. So blieb er denn beinah ein ganzes Jahr in der Schweiz, um das Vermögen seiner neuen Gattin in Ordnung zu bringen, und sie dann nach Frankreich zu führen. Bald wurde auch sein größter Wunsch erfüllt; er wurde Vater, und die Freude, die er darüber empfand, vertilgte gänzlich jene Traurigkeit, die der frühere Kummer auf seine Stirne eingedrückt hatte. Nun war sein einziges Bestreben, bald mit seiner zweiten Frau und ihrem Kinde, das sie geboren, nach Paris zurückzukehren; es war dieses ein Mädchen, das eines Tages das liebliche Ebenbild seiner reitzenden Mutter zu werden schien und den Namen Zelia erhalten hatte.

Madame Dartus aber mußte die Geburt ihres geliebten Kindes durch die Zerrüttung ihrer Gesundheit theuer erkaufen; man war sogar genöthigt, es ganz ihrem mütterlichen Herzen zu entreißen, und einer fremden Amme zu übergeben. Nur nach mehreren Monaten hatte diese so schöne und tugendhafte Dame wieder die nöthigen Kräfte, um eine Reise unternehmen zu können. So ging sie denn mit ihrem würdigen Gemahl, und ihrer sechs Monate alten Tochter nebst ihren Dienerschaft, worunter auch die Amme der Zelia sich befand, nach Paris ab. Die Züge dieses Kindes fingen an sich zu entwickeln; doch waren sie nicht so fein, und so ähnlich jenen ihrer Mutter, wie es in den ersten Tagen seiner Geburt schien, ja man wollte sogar bemerken, daß jeden Tag darin eine Veränderung vorging.

Seit einiger Zeit bemerkte auch die Madame Dartus, daß bei ihrem Gemahl, der sich, als er Vater wurde, so freudig und glücklich gezeigt hatte, ein beständiges Nachdenken und eine tiefe Traurigkeit, die er vergeblich ihr zu verbergen suchte, eingetreten sey. Indem sie nun dieses seinen frühern Verlusten zuschrieb, und in ihrem geliebten Gatten die seltensten und liebenswürdigsten Eigenschaften vereinigt fand, so nahm sie den Schein an, als ob sie die Wolke, die öfters auf der Stirne ihres Gemahls lag, nicht sehe, und wagte daher auch nicht, ihn darüber zu befragen.

Herr Dartus trat nun zu Paris wieder in jene ehrenvolle Laufbahne, in der er schon so sehr geglänzt hatte, und wurde bald einer der berühmtesten Advokaten der Hauptstadt. Sein großer Ruf und sein Vermögen erlaubten ihm ein Haus zu machen, wo die Gelehrten, die größten Künstler und die höchsten Magistratspersonen zusammenkamen. Auch die Madame Dartus zog durch ihre Anmuth und liebenswürdigen Eigenschaften die vorzüglichsten Damen von Paris in ihre Gesellschaft, die nun die Talente und Ehrenstellen der Männer mit dem Liebreitz und den Grazien der Frauen vereinte.

Unter so günstigen Verhältnissen, und unter der Leitung eines so ausgezeichneten Vaters, mußte Zelia bald zu einer sehr ausgezeichneten Bildung gelangen, die durch ihren schönen Körperbau, durch ihr ausdruckvolles Gesicht, durch ihre Anmuth und besonders durch ihre offene und beständige Freundlichkeit immer mehr erhöht und verschönert wurde.

Man bemerkte zwar, daß Zelia weder ihrem Vater noch ihrer Mutter glich, daß selbst der Ton ihrer Stimme ein andrer sey, und ihr jene Achtung gebietende Würde fehle, die ihr Vater und ihre Mutter bei der geringsten Gelegenheit zeigten. So oft man nun darüber eine Bemerkung machte, drückte sich eine gewisse Gemüthsbewegung auf dem Gesicht des Herrn Dartus aus, und er suchte diese durch seine angenehme Unterhaltung und durch die Liebkosungen, die er der Zelia reichlich spendete, zu verscheuchen.

Wie aber in dieser Welt nichts vollkommen ist, und den seltensten Eigenschaften doch auch immer einige Gebrechen ankleben, so besaß Zelia eine große Schwatzlust, verbunden mit Unbesonnenheit nnd zudringlichem Vorwitz. Oft erhielt sie von ihrem Vater, der sie sehr liebte, darüber scharfe Verweise. Kam sie also in sein Kabinet, so sah sie verstohlen auf seinen Arbeitstisch hin, und las mit einem Seitenblick, was er schrieb, wie auch die Papiere, die ihm zur Seite lagen. Erhielt Herr Dartus einen Brief oder auch nur ein kleines Billet, gleich untersuchte sie die Handschrift, und den Stempel, setzte sich daraus dieses oder jenes zusammen, machte bei sich selbst darüber ein Gutachten, entschied und sprach aus, als wenn sie der Rath oder der Führer ihres Vaters wäre. In verschiedenen Gesellschaften, die sie besuchte, sprach sie oft von Prozessen, die ein Herr oder eine Frau mit diesen oder jenen Personen habe, daß der Prozeß der erstern unverlierbar, jener der letztern sehr zweifelhaft

sey. So wurde denn alles, was bei Herrn Dartus gemacht oder gesprochen wurde, durch die junge Unbesonnene begierig aufgefaßt, ausgelegt, und verbreitet, dergestalt, daß ihr Vater, obgleich er sie gern um sich sah, doch sich gezwungen sah, ihr den Eintritt in sein Arbeitszimmer zu verbieten. Doch das Uebel wurzelte bei ihr zu tief und mochten nun auch ihre Eltern alles anwenden, um diesen verderblichen Hang zu unterdrücken, so nahm er doch trotz ihrer Sorgfalt und vorbeugender Vorsicht immer zu.

So sollte nun Zelia die bittere Erfahrung machen, daß man die ersten Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft nicht ungestraft verletzt. — Als daher eines Tages ihr Vater ausgegangen, und sein Kammerdiener vergessen hatte, die Thüre seines Zimmers zu verschließen, stahl sich die junge Vorwitzige heimlich hinein, und ging an den Arbeitstisch des Herrn Dartus hin, wo unter vielen andern Papieren eine Schrift von ihres Vaters Hand ihre Blicke um so mehr auf sich zog, weil sie mit den Worten begann: „dieses ist mein Testament.“

Durch diese feierliche Ueberschrift wurde ihr Vorwitz auf das höchste aufgeregt, und indem sie dachte, daß sie darin die geheimsten Gedanken ihres Vaters finden würde, so begann sie zu lesen, was folgt:

„Da jeder redliche Mann die Pflicht hat, die Wahrheit zu sagen, ehe er vor Gott erscheint, so erkläre und bezeuge ich denn im Namen der Ehre und der Thränen, die ich so oft vergossen habe,

daß Zelia weder meine noch meiner Gattin Tochter sey.“ Bei dem Anblick dieser heiligen Schriftzügen erstummte Zelia, zitterte, und konnte sich kaum erhalten, lief aber doch die unheilvolle Schrift bis zum Ende durch. Sie ersah daraus, daß Herr Dartus wirklich vom Schicksal bestimmt zu seyn schien, kinderlos zu leben, indem er sogar sein siebentes Kind, das er mit seiner zweiten Gattin erzeugt hatte, verlor, daß er daher, um der zärtlichen, todtkranken Mutter den Tod ihres Kindes zu verheimlichen, mit Geld die Amme bestochen habe, dem gestorbenen Kinde eine andere arme Waise, deren Mutter bei ihrer Niederkunft erlag, zu unterschieben. Sie ersah aus jenem Schreiben, daß Herr Dartus bei ihrer Annahme an Kindesstatt ihr den Namen Zelia gegeben habe, und daß sie einige Zeit nachher der Madame Dartus als ihr eigenes Kind überbracht worden sey. . . . Aus diesem Testamente ersah sie denn endlich, daß Herr Dartus ihr die Hälfte seines Vermögens zusicherte, indem er die andere Hälfte nach den heiligen Rechten der Blutsverwandschaft den ärmsten seiner Familie vermachte.

Die Entdeckung dieses schrecklichen Geheimnisses und die edle Güte des Herrn Dartus machten einen solchen ungeheuren Eindruck auf die junge Person, daß sie kaum das Gemach verlassen und ihr Zimmer erreichen konnte. Indem sie nun hier der Verzweiflung sich überließ, verfiel sie in eine Art von Geistesverwirrung, worin sie oft mit dem herzzerreißensten Tone ausrief: „Ich bin nicht seine Tochter! ich, die ich so glücklich und so stolz war,

es zu seyn. . . . Ich werde nur eine arme Waise seyn, und habe keine Eltern mehr!"

Indem sie unter tausend Seufzer und unter den bittersten Thränen diese Worte ausstieß, ließ sie sich mit einmal auf ein Ruhebett fallen, wo sie wie todt über eine Stunde bewegungslos liegen blieb. Als nun ihre Lebensgeister wieder zurückkehrten, und sie einige Stärke über sich gewann, nahm sie sich vor, über diese entsetzliche Entdeckung zu schweigen, und in ihren Busen die marternde Pein zu verschließen.

Seit einiger Zeit bemerkte aber Herr Dartus und seine Gemahlin auf dem Gesichte der Zelia eine Traurigkeit, deren Grund sie gar nicht errathen konnten. Jedesmal, wenn die Unglückliche sie anblickte, füllten sich ihre Augen mit Thränen und die Worte „Vater oder Mutter" gingen nur mit bewegter Stimme aus ihrem Mund. Was aber ihren Schmerz täglich vermehrte, war gerade die zuvorkommende Aufmerksamkeit und die Achtung, die man ihr als der einzigen Tochter des Hauses bewies. Mitten unter diesen peinigenden Gefühlen, die immerfort in ihr sich regten, quälte sie zugleich das Verlangen, den wahren Namen jener zu wissen, denen sie das Leben verdanke. „Meine Mutter ist gestorben, als sie mich gebar; aber vielleicht lebt mein Vater noch, und befindet sich im tiefsten Elend, während ich von allem umgeben bin, was nur der Reichthum erdenken kann. Ich muß dieser schrecklichen Ungewißheit ein Ende machen."

Eines Tages also, an dem sie mit ihrer al=

ten Amme sich allein befand, begann sie folgendes Gespräch: Weißt du, meine gute Sternik, daß ich durchaus weder dem Vater noch der Mutter gleiche, daß ich wirklich glauben müßte, man habe mich in den Windeln vertauscht, wenn du mich nicht gesäugt und auferzogen hättest! — So etwas bin ich nicht fähig, erwiederte die Alte mit Erstaunen. — Wenn es aber doch geschehen wäre, wenn man hierdurch einem Ehrenmann einen Freundschaftsdienst erwiesen, seiner dem Tode nahen Gattin das Leben gerettet, und eine arme Waise aus der Schweiz glücklich gemacht hätte, so hättest du, gute Sternik, kein Verbrechen sondern eine sehr lobenswerthe Handlung begangen. — Aber mein Gott, sagte die gute Amme, woher weißt du denn die Geschichte! — Mit Thränen im Auge warf sich nun Zelia an ihre Brust, versicherte sie, daß sie alles wisse, und auch sich dessen nicht schäme; wenn du aber mich lieb hast, so nenne mir die, denen ich das Leben verdanke, und glaube mir, meine Dankbarkeit soll meiner Liebe zu dir gleichkommen."

Da nun die gute Sternik überzeugt war, daß Zelia das ganze Geheimniß, das man ihr so sehr verheimlicht hatte, genau kannte, so gestand sie ihr, Herr Dartus habe im Augenblick, wo er sein letztes Kind verlor, sie an Kindesstatt angenommen. Ihr eigentlicher Vater hieße Fritz; er sei ein braver, mit Wunden bedeckter Soldat, jedoch schon todt gewesen, als ihre Mutter sie gebar. Da nun auch diese bald hernach starb, so sey sie denn, statt dem Waisenhause zu Zürich, den Händen jenes überge=

ben worden, der schon von ihrer ersten Kindheit an, gegen sie wie ein wahrer Vater sich benommen habe. Die gute Frau schloß ihre wichtige Aussage mit der Bitte, Zelia möchte nun auch ihrer Seits das Geheimniß treu bewahren, damit der gute Herr Dartus gegen sie nicht aufgebracht, noch mehr aber seiner würdigen Gattin der Todesstoß abgehalten werden möchte, indem diese sicher dem Schmerz erliegen würde, wenn sie erführe, daß ihre wahre Tochter wenige Tage nach ihrer Geburt gestorben sey.

Zelia, die für Madame Dartus die zärtliche und ergebene Liebe einer wahren Tochter hegte, hütete trotz aller innern Leiden sich sehr, sie über dieses wichtige Geheimniß auch nur das geringste ahnen zu lassen; wie sehr aber quälte sie dieses Schweigen! So oft die Madame Dartus sie herzte, sie ihre Tochter, ihre liebe Tochter, ihre Hoffnung und ihren Trost für ihr Alter nannte, zitterte die junge Unglückliche unwillkührlich, und zwang sich, den Thränenstrom, der ihren Augen entstürzen wollte, zurückzuhalten. Herr Dartus aber, der mit dem scharfen Auge eines Beobachters, dem nichts entgeht, sehr bald die geheimen Leiden der Zelia, erkannte, schloß aus ihrem Benehmen, daß der jungen Waise das Geheimniß ihrer Geburt bekannt geworden sey. Im Geheimen fragte er also die alte Amme darüber aus, und diese erzählte ihm, was zwischen ihr und der Zelia vorgefallen, und wie sehr der Kummer diese junge Unglückliche drücke.

Dieser edle und gemüthvolle Mann beeilte sich nun, mit der Zelia im Geheimen zu sprechen, von der er denn erfuhr, durch welchen besondern Zufall sie das Geheimniß ihrer Geburt entdeckt habe. Er tröstete sie nun, bezeigte ihr von neuem seine Liebe, und empfahl ihr, um größerem Unglück zu begegnen, Niemand dieses wichtige Geheimniß zu entdecken. „Ich verspreche es ihnen, sagte hierauf Zelia, küßte sodann seine Hand mit Ehrfurcht, und benetzte sie mit ihren Thränen; denn ohne meinen sträflichen Vorwitz würde ich sie noch immer für meinen Vater halten.“

Dieses Versprechen der jungen Waise, obgleich ihrem Herzen tief eingeprägt, erlitt doch manche Anfechtungen und Stösse durch die peinliche Lage, in der sie sich befand. Ein unerwartetes Ereigniß, dem zu widerstehen, Zelia nicht Kraft genug besaß, zerriß nun mit einmal den Schleier, den sie mit Gewalt über ihr Leben werfen wollte, und hatte die traurigsten Folgen.

Herr Dartus besaß unweit von Chalons ein großes Landgut, das an die große Heerstrasse von Straßburg stieß. Die französchen Heere hatten in Deutschland wichtige Siege errungen, und eine große Anzahl Oesterreicher zu Gefangenen gemacht, die nun in Abtheilungen nach Frankreich zogen. — Zweihundert sechszig Gefangene kamen an dem Gitter des Schlosses von Herr Dartus an, machten da Halt, um auszuruhen, und an einem Springbrunnen, der in der Nähe sich befand, sich zu laben und abzukühlen. Es war ein außerordent-

lich heißer Tag, und die Ermüdung dieser armen Leute, der Staub, der sie bedeckte, der Schweiß, der von ihren Stirnen rann, machte auf die Madame Dartus und Zelia, die gerade an der Thüre des Gitters stunden, einen tiefen Eindruck. Diese Unglückliche rühren mich äußerst, sagte die wohlthätige Dame; sie rief ihnen daher zu, von dem Trinken des sehr kalten Wassers, das ihren erhitzten Körpern nur schaden könnte, abzulassen, und sagte zu ihrer Tochter: „gehe und befehle den Bedienten, daß sie einige Dutzend Boutelien Wein hieher bringen, um diese gute Deutsche zu laben.“ Mit geflügelter Eile besorgte Zelia den ihr willkommnen Auftrag. Bald kamen nun die Bedienten und mit ihnen selbst Herr Dartus herbei, und reichten den unglücklichen Gefangenen die Erfrischungen, deren sie so sehr bedurften. Auch Zelia ergriff eine Flasche und ein Glas, und reichte es voll angefüllt einem derselben, der durch seine weise Haare und seine viele Narben, mit denen er bedeckt war, sich auszeichnete. Indem sie nun zum zweitenmal ein volles Glas ihm darreichte, frug sie ihn ob er ein Ungar oder ein Oesterreicher sey? Ich bin ein Schweizer, sagte der alte Krieger, diene schon über dreißig Jahre dem deutschen Kaiser; ich bin in dem Kanton Zürich geboren und heiße Wilhelm Fritz. — Fritz, rief überrascht die Zelia; das ist ja der Namen meines Vaters! — Was sprichst du da meine Tochter, fiel schnell die Madame Dartus ein. Ohne sie zu hören, wiederholte Zelia mit noch stärkerm Tone, ja dieses ist

der Name meines Vaters; er war, wie sie, Soldat des Kantons Zürich, und hieß Georg Fritz.

Das war mein Vetter, antwortete der alte Schweizer, der Sohn meines armen Bruders Georg; sind sie also seine Tochter, so bin ich, ihnen zu dienen, ihr Oheim, worauf er die aufgeregte und zitternde Zelia umarmte. Madame Dartus, die bei jedem Worte immer mehr erstaunte und zugleich die Zeichen bemerkte, die ihr Gemahl der Zelia machte, begehrte und forderte dringend die Erklärung dieses grausamen Geheimnisses: sie ließ sogleich die Amme rufen, drängte sie mit Fragen, und als sie nun erfuhr, was man mit so vieler Sorgfalt so lange Zeit vor ihr verschwiegen hatte, stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus, und fiel ohnmächtig in die Arme ihres Gemahls. Dieser blickte auf die Zelia hin, die in diesem Augenblick die Folgen des schrecklichen Herzstoßes erblickte, den sie absichtslos ihrer Wohlthäterin beigebracht hatte, und sagte zu ihr mit rührender Stimme „Was hast du gemacht, liebe Waise? O deine Unbedachtsamkeit wird uns noch vieles Unglück bereiten.“ Kaum hatte er dieses gesprochen, so sprang Zelia auf die Madame Dartus zu, bedeckte sie mit ihrem Leib, nannte sie mit starker Stimme ihre Mutter, ihre liebe Mutter, und es gelang ihr endlich, sie wieder zum Bewußtseyn zu bringen; doch wirkte, diese Gemüthserschütterung noch immer so heftig auf die nervenschwache Frau, daß man sie auf das Schloß tragen mußte. Indem sie nun immer nach der Zelia hinblickte, rief sie oft

im Tone der Verzweiflung: Was! du bist meine Tochter nicht! ich habe also kein Kind mehr! Vergebens suchte Herr Dartus ihren Schmerz zu beruhigen, und blieb die ganze Nacht bei ihr. Auch Zelia theilte seine Sorgfalt, und gab seiner würdigen Gattin die größten Beweise und Versicherungen ihrer Liebe und Dankbarkeit. Da auf ihre Bitte der Offizier, der den Zug der Gefangenen führte, ihrem alten Oheim erlaubt hatte, auf dem Schlosse zu bleiben, so theilte auch dieser den Schmerz, der wegen des verzweiflungsvollen Zustandes der Madame Dartus alle Bewohner des Schlosses ergriffen hatte. Denn der Schlag, der jene betroffen, überstieg ihre Kräfte. Vergebens waren daher die Hilfsmittel der Kunst, vergebens die Gelübde, die Herr Dartus, die Zelia, und alle in der Umgegend wohnende Armen für die so wohlthätige Madame Dartus machten; sie verschied in den Armen ihres Gemahls und ihrer adoptirten Tochter, die in einem herzzerreißenden Tone immer ausrief: „Ich bin es, die sie tödtete . . . Ohne meinen unverzeihlichen Vorwitz würde sie noch leben; ich würde sie noch an mein Herz drücken, und sie Mutter nennen. Ach in meinem Herz fühle ich, daß mich nichts entschuldigen kann.“ Die Verzweiflung nahm bei der Zelia aber auf eine solche Art zu, daß man während mehreren Tage fürchtete, sie würde ihren Verstand verlieren. Selbst Herr Dartus sah sich genöthigt, seinen eigenen Schmerz zu unterdrücken, um diese Unglückliche zu trösten. Er ließ sich von ihr das Versprechen

geben, ihn nie zu verlassen und erlangte durch seine mächtige Freunde die schnelle Auswechslung des alten kriegsgefangenen Wilhelm, dem nun seine kleine Nichte alle Sorgfalt und Achtung einer zärtlichen Tochter bezeigte. Oefters wurde wegen ihrer Schönheit und wegen der Erziehung, die sie genossen, um ihre Hand angehalten; doch litt sie nie, daß man sie anders als Zelia Fritz nannte, indem sie in dem Hause des Herrn Dartus nur als eine Waise erscheinen wollte, deren Armuth und Erziehung er zu Hilfe gekommen.

Obgleich nun dieser berühmte Mann sie immer seine Tochter nannte, und sie mit Liebkösungen und neuen Wohlthaten überhäufte, so nahm Zelia Alles nur mit der tiefsten Ehrfurcht an; ihre schönen Augen füllten sich dabei mit Thränen, und mitten unterm Schluchzen, das ihre Stimme oft erstickte, sagte sie zu ihm: „ohne meinen entsetzlichen Vorwitz würde Madame Dartus noch leben, und ich würde mich als ihre Tochter betrachten! Ach! ich fühle es, wenn gleich zu spat, daß eine einzige Unbedachtsamkeit, eine sträfliche Neugierde schon hinreiche, um uns das Glück unseres ganzen Lebens zu rauben.“

Der Kirschenstrauß.

In den ersten Tagen des Monats Mai ging Frau von Clinville, die Wittwe eines Notaires von Paris, mit ihrer vierzehnjährigen Tochter Emmeline in den schönen Garten der Tuilerien, um dort der Frühlingsluft und des Wohlgeruchs der Blüthen sich zu erfreuen. Indem sie nun ihren Weg durch die Gallerien des Palais royal nahmen, erblickte ihre Tochter in einer Speisbude, wo gemeinhin die seltensten, und am frühesten gereiften Früchten aufgestellt sind, einen Kirschenstraus, der mit eingereihten frischen Blättern auf das zierlichste gebunden, bei ihr den Wunsch erregte, ihn zu besitzen, obgleich der Preis derselben in dieser Zeit nicht unbedeutend sein konnte. Da nun Frau von Clinville gewohnt war, den Wünschen ihrer Tochter, die immer sehr bescheiden waren, stets zu entsprechen, so wollte sie auch diesesmal ihr willfahren, und kaufte ihr den zwar etwas theuern Kirschenstraus, worauf beide den Garten der Tuilerien betraten.

Nachdem sie einige Zeit in den schönen Alleen gelustwandelt waren, setzten sie sich in dem Schatten der großen Kastanienbäume auf den dort befindlichen Stühlen nieder. Es was kaum zehn

Uhr des Morgens; und obgleich die es der schönste Zeitpunkt zum Spaziergang ist, so findet man zu jener Stunde meistens dort die größte Stille und Einsamkeit. Denn die Pariser Damen scheinen es sich zum Gesetz gemacht zu haben, nie vor drei oder vier Uhr Nachmittags und zwar noch im Morgenkleide dort zu erscheinen, um hiedurch zu zeigen, daß sie erst vor Kurzem das Bett verlie- ßen, und an diesem Tage zum erstenmal die Sonne erblicken. So fanden sich denn Frau von Clinville und ihre Tochter beinah ganz allein. Zu ihrer Verwunderung aber erschien bald eine schöne Dame, deren Aeußeres eine Person von Rang verrieth, und mit ihr ging ein junges liebliches Fräulein, das ein weises Kleid und einen mit weisen Perlen besetzten grünen Hut trug. Beide ließen sich nun neben der Frau von Clin- ville und ihrer Tochter nieder. Die junge Unbekannte warf sogleich ihre Blicke auf den schönen Kirschen- strauß, und machte die Dame, die sie begleitete, auf dessen verführerische Frische und zierliche Zu- sammenreihung aufmerksam. Ein geheimes Verlan- gen zeigte sich in ihren Augen und Bewegungen, und indem sie immer mehr der Emmeline sich näherte, sagte sie mit dem freundlichsten Tone: „Sie haben da einen köstlichen Strauß; seine Frische ist nur vergleichbar jener ihres Antlitzes.“ — Er ist vielmehr das Bild ihres eigenen, erwiederte die Frau von Clinville, indem dieses unter ihrem schö- nen grünen Hute gleich einer lieblichen Kirsche un- ter einem grünen Blatte erscheint. — Ich muß er- staunen, sagte hierauf die junge Unbekannte, daß

das Fräulein diese lockende Kirschen noch nicht gekostet hat, indem sie ebenso dem Munde, wie den Augen zuzusagen scheinen. — Es ist ein Geschenk meiner Mutter, erwiederte Emmeline bescheiden, und da nur selten mir eines zu Theil wird, so habe ich mir auch vorgenommen, nie für mich allein davon Gebrauch zu machen. Wollten sie daher die Güte haben, mit mir zuzugreifen? Denn alles, was man besitzt, erhält einen doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es mit andern zu theilen.

Diese letzten Worte, die Emmeline mit dem größten Ausdruck sprach, schienen auf die junge Unbekannte einen sehr lebhaften Eindruck zu machen. Da sagte denn die ältere Dame, die sie begleitete, zu ihr: „solche ergreifende Worte müssen bei ihnen Anklang finden; denn, wie kann man der Anmuth wiederstehen, die selbst den Edelsinn noch verschönert?“ — Als sie nun überdieß durch ein Zeichen ihre Beistimmung gab, so nahm die junge Unbekannte die erste Kirsche aus dem schönen Strauß. Emmeline ergriff die zweite und brachte sie an den Mund ihrer Mutter. Die Unbekannte reichte nun die dritte ihrer schönen Begleiterin, und so fuhren die beiden jungen Frauenzimmer fort, bis nach Wegnahme aller Kirschen in dem Strauße nur noch die Blätter übrig blieben.

Da die Unterhaltung nun in Gang kam, so suchte die Frau von Clinville durch gewandte und vorsichtige Fragen den Namen des schönen Frauenzimmers mit dem grünen Hut zu erfahren. Als

sie aber bemerkte, daß ihre Begleiterin ihr ein Zeichen gab, in dem Inkognito zu verharren, so forschte sie nicht weiter nach. Wechselseitig beschränkte man sich jetzt auf die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, und schied von einander mit Betheurungen des Vergnügens, das durch dieses angenehme Zusammentreffen veranlaßt worden sey.

Als nun Frau von Clinville und ihre Tochter ihre Wohnungen wieder betraten, bemerkten sie, daß ein Bedienter in rother Livree ihnen gefolgt war, der mit großer Sorgfalt den Nummer ihres Wohnhauses sich zu merken schien. Sie muthmaßten daher, daß die unbekannte Dame gern wissen wollte, wer sie sind, während jene alle Vorsicht gebrauchte, um sowohl ihren Stand, als auch jenen des jungen Frauenzimmers mit dem grünen Hut auf keine Art zu verrathen.

Schon waren mehrere Wochen vergangen, und Frau von Clinville dachte nicht mehr an die Erscheinung in dem Tuileriengarten. Als sie nun eines Morgens mit der Emmeline und ihrem einzigen Sohne Gustav, der siebenzehn Jahre alt, die polytechnische Schule besuchte, bei dem Frühstück sich befand, trat der Portier ihres Wohnhauses in ihr Zimmer, und überbrachte eine ganz reife Ananas nebst einem Briefchen, addressirt an Fräulein von Clinville und folgenden Inhalts: „So eben erhielt ich zwei Ananas; erlauben sie daher, daß ich ihnen eine darbiete, indem ich sie an ihre merkwürdigen Worte, deren Nachhall stets in mir verbleibt, erinnere: „Denn Alles, was man besitzt,

erhält einen doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es mit andern zu theilen."

Der kleine grüne Hut.

Vergebens frugen Frau von Clinville und ihre Kinder den Portier über die Person aus, die das Billet brachte; dieser jedoch konnte ihnen blos den Bescheid geben, ein gewöhnlicher Ausläufer habe alles in seine Kammer hingelegt, und sey, ohne ein Wort zu reden, fortgegangen. Emmeline theilte nun die Ananas mit ihrer Mutter und ihrem Bruder und betrachtete sie als eine billige Vergeltung für den Kirschenstraus; dabei regte sich aber bei ihnen immer mehr das Verlangen, die Unbekannten kennen zu lernen.

Einige Zeit nachher kam der Portier nochmals zur Frau von Clinville, und überbrachte ihr eine prächtige Vase von Porzellain, worin ein Zwergpomeranzenbaum in voller Blüthe sich befand. Auch überreichte er der Emmeline einen zweiten, an sie gerichteten Brief, der folgende Worte enthielt: „An meinem Namenstage, der vorgestern am Tage der heiligen Clotilde eintrat, erhielt ich zwei ganz gleiche Pomeranzenbäume, und ich bitte Sie, einen davon anzunehmen . . . denn alles, was man besitzt, erhält einen doppelten Werth, wenn man das Glück hat es mit andern zu theilen.

Was! sagte Emmeline, soll ich denn nie erfahren, wer diese schöne Clotilde mit ihrem grünen Hut ist? — Laß mich nur machen, erwiederte ihr

Gustav, ich will sie schon ausspüren, wenn du mir nur ihre Figur, so genau wie möglich, beschreibst. Sie ist von meiner Größe, sagte seine Schwester, doch schöner, wie ich gebaut; ihre Anmuth hat etwas, das Ehrfurcht gebietet; ihre Gesichtszüge sind edel und regelmäßig, und werden durch ein liebenswürdiges und munteres Wesen verschönert, das zugleich anzieht und festhält. — Ihre blonde gekräuselte Haare bedecken ihren schönen Nacken, und die blendend weiße Haut ihres Gesichtes erhebt den Glanz ihrer großen blauen Augen, die durch ihren Ausdruck und ihre Lebhaftigkeit in das Herz der Menschen einzudringen und ihre Gedanken zu errathen scheinen. — Nach diesem Bilde, erwiederte nun Gustav, seh' ich nun wohl, daß meine Mühe, wenn ich die Unbekannte ausfindig mache, und sie sehe, hinlänglich belohnt seyn wird. Verlaß dich also darauf, daß ich nicht blos deinem Wunsche entsprechen, sondern auch so viele Liebreitze gern einmal vereinigt sehen möchte.

Wirklich gab sich Gustav die größte Mühe der Schönen mit dem grünen Hut zu begegnen, indem er ihr Bild nicht blos in seinem Kopf, sondern auch in seinem Herzen trug. Er durchlief daher alle öffentliche Spaziergänge; er besuchte die Theater, die Bälle und Conzerten, mit einem Worte alle Orte von Paris, wo nur die geringste gesellschaftliche Zusammenkunft stattfindet; doch konnte er nirgends zu der geringsten Entdeckung selbst nicht einmal auf eine Spur gelangen.

Einen Monat später kam Emmeline einmal von

einem Spaziergange zurück, und fand auf ihrem Arbeitstische einen mit weißen Taffet und Stickwerk gezierten Korb, der nach der Angabe ihrer Kammerjungfer von einem vertrauten Mann gebracht worden sey. Da die Emmeline nicht zweifelte, daß auch dieses von der liebenswürdigen Clotilde herrühre, so öffnete sie in Gegenwart ihrer Mutter den Korb, und fand ihn mit Zuckerwerk aller Art angefüllt. Oben auf lag ein kleines Schreiben, worin die Unbekannte sagte, sie sey als Pathin mit Geschenken überhäuft worden; sie befolge daher jenen Wahlspruch, der nie in ihrem Gedächtnisse erlöschen werde, und den sie auf den Korb selbst habe sticken lassen. Wirklich las man auf dessen Vorderseite die goldenen, mit einem zierlichen Kirschenzweig umgebene Worte: „Alles, was man besitzt, erhält einen doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es mit andern zu theilen."

Dieses geistreiche Andenken regte die Gemüther der ganzen Familie Clinville äußerst lebhaft auf. Wenn nun auch ihr Zartgefühl ein wenig dabei litt, solche Gaben von unbekannten Händen anzunehmen, so konnten sie aber doch der Art nicht widerstehen, mit der sie ihnen angeboten wurden. Emmeline und Gustav trugen daher kein Bedenken, das viele und auserlesene Zuckerwerk zu kosten, von dem der ganze Korb angefüllt zu sein schien. Wie sehr mußten sie aber erstaunen, als sie nach Wegräumung des Zuckerwerks ein halbes Dutzend reicher Fächer, mehrere Dutzend Handschuh, und end-

lich eine prächtige weiſſe Schwal, die eine breite äußerſt geſchmackvolle Bordüre hatte, auf dem Boden des Korbes fanden.

„Ich kann es mir nicht erlauben, ſagte Emmeline, einen ſo reichen Putz zu tragen, ohne daß ich weiß, von wem er kommt. Ein paar Kirſchen, die ich blos mit gutem Herzen darbot, verdienen doch wahrlich keine ſo anſehnliche Geſchenke.“ — Ich billige deine Beſcheidenheit, erwiederte ihre Mutter. Denn alles zeigt, daß die ſchönen Unbekannten einen Rang und Reichthum beſitzen, die uns nicht erlauben dürften, auf gleiche Art ihnen entgegen zu kommen, indem das wechſelſeitige Geſchenke machen doch nur unter jenen beſtehen kann, die auch in ihren Lebensverhältniſſen ſich gleichen.

Man beſchloß daher, den reichen Schwal aufzubewahren, bis diejenige aufgefunden wäre, von der er herrührte, und an die er wieder zurückgelangen ſollte. Ebenſo wollte auch Emmeline weder von den Fächern noch von den Handſchuhen Gebrauch machen, und alles dieſes wurde wieder in den zierlichen Korb gelegt; man begnügte ſich blos von dem Zuckerwerck zu ſpeiſen, das jenen zur Eintrittskarte gedient hatte. Guſtav, der einer der beſten Zöglinge der polytechniſchen Schule war, half nun öfters ſeiner Schweſter, das Naſchwerk zu verzehren, und wiederholte dabei täglich, er würde gewiß dieſen edlen und ſchönen grünen Hut noch ausfindig machen! denn welcher junge Mann, ſey er auch noch ſo kaltſinnig, würde nicht nach dem

Glück trachten, deine Bekanntschaft zu machen? Ja, ja, ich werde dich doch noch finden!"

Doch alle neuere Nachspürungen, die Gustav machte, waren fruchtlos, wie alle frühere. Vergebens lief er in Paris allen Frauenzimmer nach, die grüne Hüte trugen, und bei keiner fand er die Jugend, die Frische, und den Ausdruck, von dem ihm seine Schwester ein so verführisches und treues Bild gemacht hatte.

Emmeline, die eben so, wie ihr Bruder, das Verlangen hegte, jene kennen zu lernen, mit der sie ihre Kirschen getheilt hatte, schrieb nun ein Billet, und gab es dem Portier mit dem Auftrag, solches der Person, die sich von neuem zeigen würde, zur weitern Besorgung zu übergeben. Dieses Billet hatte unter der Adresse: „an den schönen grünen Hut" folgenden Inhalt:

„Wenn das Zartgefühl ihrer Seele dem Liebreitz ihres Körpers gleicht, so müßen Sie meinen Entschluß billigen, nie einen Gebrauch von den Geschenken zu machen, die sie mir zugesendet haben. Ich bemerke Ihnen demnach, daß jene in die Hände meiner Mutter niedergelegt sind, die eben so viel, wie ich, durch die Verborgenheit leidet, auf deren Fortdauer Sie so unbarmherzig beharren.

Der Portier, der jeden erhaltenen Auftrag treu befolgte, mußte nicht lange das Billet aufbewahren. Denn schon zwei Tage hernach kam der nämliche Ausläufer in seine Kammer, hinterlegte ein Paquet, und wollte, wie gewöhnlich

schnell davon eilen; doch der Portier, ein alter und noch rüstiger Soldat, ergriff ihn an dem Kragen, und rief mit lauter Stimme dem Gustav von Clinville, der nun mit seiner Mutter und Schwester herbeieilte, und von dem Ausläufer zu wissen verlangte, wer ihn gesendet habe. Doch weder Bitten, Drohungen noch Versprechungen vermochten dem Manne den Mund zu öffnen. Er begnügte sich blos zu sagen, daß ihm das Paquet von einem alten, in rother Livree gekleideten Bedienten übergeben worden, daß er für dessen Bestellung einen Thaler erhalten habe, wodurch er sehr ansehnlich belohnt, und nicht gesonnen sey, das Geheimniß, das man ihm anvertraut, zu verrathen. „Nun sagte die Emmeline, da du so redlich bist, so wirst du auch gefällig sein. Sey daher so gut, und gieb dieses Billet dem Bedienten, der dir dieses Paquet übergeben hat. Dieses kann auf keine Art deine Redlichkeit, die ich sehr lobe, in ein übles Licht stellen, und ich werde deine Gefälligkeit zu belohnen wissen. — Wenn es sich nur um die Bestellung dieses Briefchen handelt, die übernehme ich gern, erwiederte der Ausläufer, und sie können auf meine Pünktlichkeit zählen; wollten sie aber jemanden nachsenden, so würde Zeit und Mühe verloren sein. Hierauf verließ er mit dem Briefchen der Emmeline schnell das Haus.

Da die neue Sendung der Unbekannten einen viel größern Raum, als alle frühere, einnahm, so war man doch begierig, ihren Inhalt zu kennen. Gustav beeilte sich daher das Paquet aufzuschnü-

ten, und fand nun eine prächtige Uniform für einen Artillerieoffizier, einen reichen Säbel, an welchem eine Brieftasche von grünen Maroquin hing, und in der folgendes Schreiben sich befand.

„Der Kriegsminister, mein Verwandter, hat die Gewohnheit, mir alle Jahre auf meinen Geburtstag ein Offizierspatent für einen aus meiner Familie, oder für einen meiner Freunden, der solches verdient, zu übersenden; ich bitte sie daher, solches für Ihren Bruder als gerechte Belohnung für seine in der polytechnischen Schule gemachten Fortschritte anzunehmen. Wenn, woran ich nicht zweifle, er in seiner militärischen Laufbahn sich auszeichnet, und ein Held wird, dann verlange ich aber von ihm, daß er zum Wahlspruch nehme: „Alles, was man besitzt, erhält einen doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es mit andern zutheilen.

Wirklich lag diesem Brief das Patent eines Unterlieutenants mit dem Befehl bei, daß der Inhaber binnen acht Tage zu seinem Regiment sich verfügen solle. Gustav glaubte zu träumen. Was er mit so vieler Sehnsucht gewünscht, was er nur nach langer Zeit zu erhalten hoffen konnte, erhielt er nun durch den Edelsinn einer jungen und schönen Unbekannten, die durch ihre Bescheidenheit den Werth ihrer Wohlthat verdoppelte. „Und, rief er aus, soll ich denn fortgehen, ohne sie zu kennen, ohne sie zu sehen, ohne ihr zu danken!“— Hiezu giebt es ein Mittel fielen Frau von Clinville und ihrer Tochter ein, wo=

bei in ihren Augen Thränen der Ueberraschung und Freude glänzten; wir müssen uns sogleich bei dem Kriegsminister zur Audienz melden, der uns sicher diejenige nennen wird, der wir dieses glückliche Ereigniß verdanken. — Ihr habt Recht, antwortete Gustav, gehen wir gleich dahin, und so zog er schnell seine Uniform an, die zu seinem größten Erstaunen ihm vollkommen paßte. Emmeline und ihre Mutter kleideten sich auch auf das Beste an, und nach einer Stunde befanden sich alle drei in dem Hotel des Ministers, der sie auf die einnehmendste Weise empfing, und im Glauben, daß ihnen ihre junge Gönnerin bekannt sey, zu ihnen sagte: „während ich den lebhaften Anforderungen der Fräulein von Saint-Leon nicht widerstehen konnte, habe ich zugleich gegen ihren interessanten Günstling Gerechtigkeit geübt; denn ich sehe aus dem ganzen Wesen des Herrn von Clinville, daß er gänzlich der Theilnahme würdig seyn werde, die ich ihm widme, und die ich zu allen Zeiten ihm zu bezeigen verspreche.

Auf dieses entfernte sich Frau von Clinville mit ihren Kindern. — Fräulein von Saint-Leon! wiederholte Gustav ohne Aufhören. — Ohne Zweifel, sagte seine Mutter, ist dieses die Tochter des Generals, der durch seine Großthaten diesen Rang erlangte, und eine Hauptstütze des Thrones und der Arm des Monarchen geworden ist. Man muß seine Wohnung ausfragen und gleich dahin gehen. — So laßt uns denn, sagte Emmeline in den nächsten Buchladen treten, und wir werden in

dem königlichem Allmanach diese so lange gewünschte Adresse finden.

Wirklich war in demselben die Wohnung des Generals in der Straße St. Honore nahe am Elysee angegeben. In größter Eile verfügte sie sich dahin, wo nun Emmeline dem Portier des Hotels auftrug, den Herrn von Clinville und seine Familie bei der Fräulein von Saint-Leon zu melden, indem sie einen Augenblick sie zu sprechen wünschten.

Schnell kam der Portier mit einem Kammerdiener zurück, der den Auftrag hatte, die Damen und den neuen Offizier in den großen Salon zu führen. Gleich hernach trat auch das Fräulein von Saint-Leon ein; sie trug die nämliche Kleider und den nämlichen, mit weissen Perlen besetzten grünen Hut, wie früher in dem Tuileriengarten, und wurde auch von der nämlichen Dame begleitet, die sie ihre Tante nannte. Sie ging schnell auf die Emmeline zu, umarmte sie, und bat sie um Verzeihung, daß sie das Incognito mißbraucht, und ihr Zartgefühl gekränkt habe. „Aber fügte sie auf die liebenswürdigste Weise bei, ich konnte ihnen doch nur stufenweis den Beweis von den Gesinnungen ablegen, die sie bei unserer ersten Zusammenkunft mir eingeflößt haben. Nachdem mir ihr größter Wunsch, ein Offizierspatent für ihren Bruder zu erlangen, bekannt geworden, auch alle Vorsteher der polytechnischen Schule ihn für diese ehrenvolle Laufbahne fähig hielten, so haben, in Abwesenheit meines bei der Armee befindlichen Vaters, meine

Tante und ich mit leichter Mühe dasjenige erhalten, wodurch der Staat einen Braven mehr, und ihre achtungswerthe Familie die Erfüllung ihrer Wünsche erlangte, mir aber zugleich das Glück wurde, sie zu überzeugen, welchen Werth ich auf jenen köstlichen Kirschenstraus, den ich mit ihnen theilen mußte, lege, und wie sehr die ergreifende Worte, die sie dabei sprachen, in meinem Herzen eingegraben sind.“

Emmeline beantwortete dieses nur mit einer herzlichen Umarmung und vielen Küssen. Auch Frau von Clinville erbat sich die Erlaubniß, sie umarmen zu dürfen. Mit dem ganzen Aufschwung eines jungen Offiziers versprach aber Gustav, die gute Meinung, die man von ihm hege, zu rechtfertigen und erklärte, „daß Se. Majestät ihn von der Liste der Braven ausstreichen sollte, wenn er binnen einem Jahre das Ehrenkreuz nicht verdient habe.“ Nun erfuhr er auch, daß seine junge, liebenswürdige Gönnerin selbst seinen Schneider habe auskundschaften, und durch diesen seine Uniform habe verfertigen lassen, die ihm deßhalb auch so gut an seinem Leibe lag. „Ein so schöner Tag, sagte aber die Tante zum Fräulein Saint-Leon, muß ganz vollständig seyn; diese Damen und unser junger Unterlieutenant werden es also uns nicht abschlagen, mit uns zu speisen, indem jeder die Glücklichen, die es durch ihn geworden, gern lange in seiner Nähe sieht.

Mit Freuden nahm Frau von Clinville ihre Einladung an, und begehrte blos die Erlaubniß bis

zur Stunde des Mahls noch einmal nach Hause zu gehen, worauf sie sich mit ihren beiden Kindern entfernte. Nach einigen Stunden erschien sie in den nämlichen Kleidern, die sie bei der ersten Zusammenkunft in dem Tuileriengarten trug. Auch Emmeline hatte die nämliche Aufmerksamkeit; nur hatte sie über ihrem einfachen Anzug noch den reichen Schwal und dabei einen Fächer, Geschenke des schönen grünen Hutes, den dieser Beweis eines zarten Freundschaftsgefühles ungemein erfreute. Als man sich nun zur Tafel setzte, fand Fräulein von Saint-Leon unter ihrem Gedecke einen mit drei Brillianten besetzten Ring, in dessen Einfassung die Worte eingegraben waren: „Pfand unserer ewigen Dankbarkeit." — Sie brachte denselben sogleich an ihren Finger und versprach ihn nie abzulegen. Emmeline wurde aber ihre treue und beständige Freundin, und Gustav gelangte durch sie zu einem ehrenvollen Rang, in welchem er dem Staate viele nützliche Dienste leistete. Kamen nun die beiden Freundinnen sehr oft zusammen, wobei sie sich die größte Zärtlichkeit bewiesen, so wiederholten sie stets ihren Wahlspruch: „Alles, was man besitzt, erhält einen doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es mit andern zu theilen."

Die Kirschen.*)

(Nach einer Begebenheit aus dem letzten Kriege mit Frankreich.)

In dem freundlichen Dörflein Nebenheim, das von Weinbergen umgeben und beinahe bis an den Kirchthurm in einen Wald fruchbarer Bäume versteckt, unweit des Rheines liegt, lebte der treffliche Amtmann Ehrenberg. Bisher hatte zwischen diesen Bergen und unter diesen Bäumen nur Ruhe und stilles häusliches Glück gewohnt; allein die Verheerungen des Krieges wälzten sich auch in dieses gesegnete Thal. Das Dorf ward wechselweise bald von Freunden, bald von Feinden besetzt, und litt dabei unbeschreiblich.

Jetzt behauptete es der Feind, und erpreßte auch hier, so wie in der ganzen umliegenden Gegend, beinahe den letzten Heller Geld, den letzten Bissen Brod. Allein, noch einmal sollte er aus dieser Gegend vertrieben werden. Die Deutschen hatten den Feind vor Aufgang der Sonne mit großem Muthe angegriffen, und waren bis an das

*) Aus den Palmblättern 1829, Zeitschrift für christliche Familien.

Dorf vorgedrungen. Hier wurde der Kampf heftiger und das kleine Gewehrfeuer dauerte unausgesetzt fort. Kanonen donnerten von beiden Seiten der Berge, die Kugeln flogen über das Amthaus hin und her, und am Ende des Dorfes fing es an zu brennen. Der brave Amtmann eilte, sobald der Donner des Geschützes sich etwas entfernt hatte, Anstalten zum Löschen zu machen. Seine Frau saß, mit gerungenen Händen und todtenbleich am Fenster der untern Stube und blickte inbrünstig betend zum Himmel; Karoline ihre einzige Tochter, ein liebliches Kind von neun Jahren, kniete weinend neben ihr, erhob die zitternden Hände und betete so innig wie die Mutter.

Es war bereits Nachmittags drei Uhr. Da wurde plötzlich an der Hausthüre geschellt. Die Frau schaute durch das Fenster. Ein Offizier in Husarenuniform hielt mit seinem Pferde, von dem er abgestiegen war, vor der Thüre. „O Gottlob, rief die Mutter, er ist von dem Heere der Deutschen.“ Karoline eilte hinaus und öffnete die Hausthüre; die Mutter folgte. Der Offizier hatte indeß das Pferd neben der Thüre angebunden. „Um des Himmels willen, wie sehen sie aus, sprach er freundlich, indem er die bleichen Gesichter erblickte. Seyn sie ruhig! Die Gefahr ist vorüber. Sie sind sicher. Auch das ausgebrochene Feuer ist soviel als gelöscht. Der Herr Amtmann wird sogleich hier seyn. Ich bitte blos um eine kleine Erquicknng, und wäre es, wenn sie nichts anderes haben sollten, auch nur ein Bissen Brod und ein Trunk

Wasser." Er trat in das Zimmer, lehnte den Säbel in eine Ecke, setzte sich und wischte mit einem weißen Tuche das glühende Angesicht. „Dieses Mal ging es scharf her, doch, Gott sey gelobt, wir siegten!"

Ein Engel des Himmels hätte der Mutter und Tochter keine erfreulichere Erscheinung seyn können. Die Mutter hatte noch einige Flaschen alten Rheinwein unter dem Wintergemüse im Sande des Kellers verborgen, die der Feind nicht entdeckt hatte. Sie holte eine Flasche und Brod dazu. Sie entschuldigte sich, daß von Speisen sonst nichts mehr vorräthig sey. „Das ist genug," sagte der Offizier, indem er nach dem Brode griff und davon gierig aß. „Es ist der erste Bissen, den ich heute genieße." Karoline ging, und brachte auf einem reinen, weißen Porzellainteller die schönsten hochrothen Kirschen. „Kirschen," rief der Offizier, „die sind gegenwärtig hier zu Lande eine Seltenheit. Es ist ein Wunder, daß sie der Feind schonte. Es sind ja alle Bäume umher abgeleert." „Die Kirschen," sagte die Mutter, „wuchsen auf einem niedern Bäumchen, das in Karolinens Blumengärtchen steht und an ihrem Geburtstage gepflanzt wurde. Sie sind erst seit ein paar Tagen reif geworden. Der Feind mag auf das kleine Bäumchen nicht geachtet haben."

„Und diese Kirschen tragen Sie mir auf, holde Kleine?" sagte der Offizier erfreut. „O nicht doch; sie sind für Sie. Es wäre Sünde, Ihnen nur eine einzige zu nehmen." Wie könnten wir, sagte Ka-

roline, den edlen Männern, die ihr Blut für uns vergießen, einige Kirschen versagen?" und die hellen Thränen standen ihr in den freundlichen, dunkelblauen Augen, und flossen über die blühenden Wangen. „Sie müssen alle essen, sagte sie mehrmal, ich bitte Sie darum."

Er nahm ein paar Kirschen und legte sie auf den Teller neben sein Weinglas. Kaum hatte er aber das Glas an den Mund gesetzt, so ertönten die Trompeten. Er sprang auf, und gürtete den Säbel um." Sie blasen zum Aufbruch, sagte er, ich darf keinen Augenblick verweilen." Die Mutter stand mit dem Weine vor ihm nnd nöthigte ihn zu trinken. Karoline packte die Kirschen sehr geschickt in einen Bogen weißen Papiers und flehte, sie einzustecken. „Es ist sehr heiß, sagte sie, die Kirschen sind doch immer eine kleine Erfrischung." „Ich habe wahrhaft keine leere Tasche!" sagte der Offizier. Allein Karoline bat mit einer so wohlwollenden, gutmüthigen Zudringlichkeit, daß er sich half, wie er konnte, und die Kirschen zu sich steckte. „Wahrhaftig, sagte er gerührt, es thut einem Krieger, dem oft jeder Bissen mit Unwillen zugezählt wird, sehr wohl, solche freundliche wohlwollende Menschen zu treffen. Schade, daß ich nicht länger bleiben kann! Ich wünschte Ihnen, mein liebes Kind, irgend eine Kleinigkeit zum Andenken zu geben; allein wirklich habe ich gar nichts, nicht einmal einen Kreuzer Geld. Begnügen Sie sich mit meinem Danke." Er schwang sich auf sein Pferd,

rief Karolinen und ihrer Mutter noch ein Lebewohl zu, und sprengte davon.

Die Freude der guten Leute über ihre Rettung war von kurzer Dauer. Einige Wochen nachher fiel bei dem Dorfe ein großes Treffen vor.

Das Dorf wurde beinahe in einen Schutthaufen verwandelt. Auch das Amthaus brannte ab. Die Familie war fast um Alles gekommen. Mit weinendeu Augen zogen Vater, Mutter und Tochter zu Fuß weiter, und sahen noch oft nach dem rauchenden Schutte um. Das Land kam in die Gewalt der Feinde. Der brave Amtmann, der es immer mit seinem Vaterlande gut gemeint hatte, und seinem Landesfürsten treu geblieben war, mußte sich glücklich schätzen, mit dem Leben entronnen zu seyn. An eine weitere Anstellung in dem eroberten Lande durfte er nicht denken. Er begab sich mit Frau und Tochter in eine entfernte Stadt, und lebte da sehr kümmerlich. Sein Fürst irrte selbst als ein Fremdling umher, und konnte ihm nichts geben. Der treffliche Amtmann suchte indeß mit Abschreiben einiges zu verdienen; seine Frau machte Putzarbeiten und Karoline, die bald in allen weiblichen Arbeiten Meisterin ward, half dabei treulich mit. So schlugen sie sich doch immer mit Ehren durch das Leben.

Eine Gräfin von Buchenhain, die sich seit einiger Zeit in der Stadt aufhielt, gab ihnen besonders viel zu verdienen. Einmal hatte die Gräfin einen Hut von strohgelbem Taffet mit einer Verzierung von blauen Kornblumen bestellt, und Ka-

roline trug ihn am Morgen zur bestimmten Stunde hin. Die Kammerjungfer sagte: die Frau Gräfin hat eben Besuch, indem gestern Abends ihre Schwester mit Gemahl und Fräulein Töchtern angekommen sind. Die Jungfer nahm indeß den Hut, der sehr schön ausgefallen war, hieß Karolinen ein wenig warten, und ging. Nach einer Weile kam sie wieder, sagte zu Karolinen, die Gräfin wolle sie sprechen, und führte sie in den Garten, wo die Gräfin mit ihrer Gesellschaft in der großen Laube Kaffee trank.

Die Arbeit hatte Beifall gefunden. Die Schwester der Gräfin wollte auch Einiges bestellen. Karoline trat in die Laube und erhielt besonders wegen der schönen Kornblumen, die sie ganz allein gemacht hatte, viele Lobsprüche. Sie beantwortete jede Frage mit Anstand, und wußte über Alles Auskunft zu geben. Die Gräfin, die sich sonst hie und da eine halbe Stunde mit ihr unterhalten hatte, und sie nur immer ihre freundliche Karoline nannte, lobte ihr tugendhaftes Betragen noch vielmehr, als ihre schöne Arbeiten, und erzählte von ihrem harten Schicksale.

Der Graf stand mit seinem Schwager, dem Obersten von Holm, einige Schritte vom Eingange der Laube. Der Oberst, ein ansehnlicher Mann in prächtiger Uniform, und mit einem Orden geziert, ward auf das Gespräch aufmerksam, nahm seine Tabakspfeife aus dem Munde, trat näher, betrachtete Karolinen und rief: „Um des Himmels willen! Was, Sie, Sie sind die Amtmannstochter

von Rebenheim? Nun, Sie sind schön herangewachsen; ich hätte Sie nicht mehr gekannt — und doch sind wir alte Bekannte. Karoline stand betroffen da, sah den ihr unbekannten Herrn mit großen Augen an, und ihre Wangen glühten.

Er aber nahm sie freundlich bei der Hand, führte sie zu seiner Gemahlin, die neben der Gräfin saß, und sagte zu ihr: „Sieh', Amalie, diese Jungfrau ist's, die mir vor zehn Jahren, als sie noch ein Kind war, das Leben rettete." Wie wäre das möglich? sagte Karoline erstaunt. „Je so wollt' ich doch, rief der Oberst, erinnern Sie sich denn des Husarenoffiziers nicht mehr, der einst auf seinem schäumenden Pferde vor das Amthaus in Rebenheim angesprengt kam, und den Sie so freundlich mit Kirschen bewirtheten?" „Ach! Sie sind es!" rief jetzt Karoline, und ihr Gesicht war von Freundlichkeit wie verklärt. „O Gottlob, daß sie noch am Leben sind. Allein, daß ich etwas zur Rettung ihres Lebens sollte beigetragen haben, davon weiß ich wahrhaftig nichts!" „Freilich können Sie nicht wohl etwas davon wissen, was für eine große Wohlthat sie mir erwiesen haben," sprach er. „Meine Frau und meine Töchter aber wissen es gar wohl. Ich schrieb es ihnen sogleich. Denn es ist wohl eine der merkwürdigsten Geschichten meines Lebens." „Und für mich die merkwürdigste des ganzen Krieges!" sagte die Gemahlin des Obersten, und stand auf, und umarmte Karolinen sehr gerührt.

„Nun" sprach die Gräfin von Buchenhain „von all dem wissen ich und mein Mann ja noch

gar nichts! Geben Sie uns die Geschichte doch einmal zum Besten.“ „Sie ist nur ganz kurz“ sagte der Oberst. „Ich sprengte hungrig und durstig vor das Haus, in dem Karoline und ihre Eltern wohnten, und bettelte so zu sagen um Brod und Wasser. Sie theilten Alles mit mir, was sie hatten, und bei der allgemeinen Noth wohl für sich hätten aufsparen können. Karoline leerte ihr kleines Kirschenbäumchen wohl gänzlich ab, um mich zu erquicken. Es waren herrliche Kirschen — und, so wahr ich ehrlich bin, wohl die einzigen in der Gegend. Der Feind ließ mir aber nicht Zeit, sie zu essen; ich mußte sogleich wieder zu Pferd. Da nöthigte Karoline mich mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, die Kirschen einzustecken. Allein das ließ sich nicht so leicht machen. Mein Pferd war mir Tags zuvor unter dem Leibe erschossen worden, und mit dem Mantelsack in einem Graben liegen geblieben. Ich ritt das Pferd meines Reitknechts, und führte alles, was ich hatte, in den Taschen; ich war beladen, wie ein Packpferd. Da nahm ich, um in irgend einer Tasche für die Kirschen leeren Raum zu machen, meine Brieftasche heraus, und steckte sie hier in die Brust. Es ging sogleich wieder auf den Feind los, der Miene machte, auf's Neue vorzudringen. Ich jagte mit meinen Leuten die feindlichen Husaren, daß es eine Lust war. Allein in einer Hecke war Infanterie versteckt. Ein Jäger schoß unversehens auf mich. Der Kerl hatte mich gut gefaßt; er traf mich gerade hieher auf die Brust. An der Brieftasche

aber war die Kugel abgeprellt — sonst wäre ich durch und durch geschossen worden, und auf der Stelle todt geblieben."

„Nun sagen Sie alle," fuhr er mit großer Rührung fort, „hat sich Gottes Vorsehung nicht der Hand des freundlichen Kindes bedient, mich dem Tode zu entreißen?"

„Habe ich Recht oder Unrecht, wenn ich behaupte, Karoline rettete mir durch ihre Freundlichlichkeit das Leben? — Ihr habe ich es zu danken, daß meine Amalia keine Wittwe, meine Töchter keine Waisen sind; daß ich noch hier stehe, meine Pfeiffe rauche und mich der Schöpfung Gottes freue."

Alle gaben ihm Beifall. Die Gemahlin des Obersten drückte Karolinens Hand, die sie noch immer in der ihrigen hielt, und sagte, indem ihr Thränen in den Augen standen: So ist es! Sie waren für uns alle hier ein guter Engel, und haben eine große Trauer von unserer Familie abgewendet. Auch die zwei Töchter des Obersten sahen mit leuchtenden Blicken auf Karolinen. „So oft wir Kirschen aßen," sagte die jüngere, „sprachen wir von Ihnen, ohne Sie zu kennen." „Ich schätze mich sehr glücklich," sagte die ältere, daß unser Wunsch, Sie kennen zu lernen, endlich erfüllt ist." Beide Fräulein nöthigten sie, zwischen ihnen Platz zu nehmen, und schenkten ihr in einer schönen, prächtig vergoldeten Porzellan = Schaale Kaffe ein.

Der Oberst aber war nachdenkend geworden. „Da rühmt ihr immer meine Thaten, sagte er; aber was ist, was kann der Mensch? Ohne den Teller mit Kirschen wäre ich als Lieutenant auf dem Kirchhofe zu Rebenheim längst vermodert, und ein Anderer wäre an meiner Stelle Oberst. Meine Orden hier, Ehre und Wohlstand, danke ich einer Hand voll Kirschen, oder vielmehr Gottes Hand, die den Krieger durch ein Kind errettete und mit Sieg krönte.“ „Wir sprechen uns weiter,“ sagte er plötzlich zu Karolinen. „Jetzt habe ich mit meinem Schwager, dem Herrn Grafen da, ein kleines Geschäft abzumachen.“ Die Herrn gingen; Karoline blieb noch eine Weile, und empfahl sich dann „Auf Wiedersehen!“ sagte die Gemahlin des Obersteu, und entließ sie sehr gnädig.

Der Oberst hatte indeß seinen Schwager, den Grafen von Buchenhain, an die andere Seite des Gartens geführt. Der Amtmann des Grafen war seit ein paar Monaten todt. Es hatten sich viele um den Dienst gemeldet. Der Graf war unschlüssig, welchen er wählen sollte, und hatte diesen Morgen lange mit dem Obersten darüber gesprochen. Der Dienst sollte, da dringende Amtsgeschäfte auszumachen waren, heute noch vergeben werden. „Jetzt braucht's kein Kopfbrechen mehr, sagte der Oberst; den Ehrenberg nimmst du. Gott schickt uns die Tochter des braven Mannes nicht umsonst gerade am heutigen Morgen hieher —'und wahrlich nicht umsonst mußte ich gestern Abends anlangen, um sie, gerade bevor der Dienst verge-

ben ward, hier zu treffen.“ „Es ist wahr sagte der Graf, die Leute haben sich um die Familie verdient gemacht. Auch soll Ehrenberg ein wahrer Ehrenmann seyn. Allein ich sah ihn kaum ein paar Mal und es ist daher noch zu bedenken.“

„Was zum Kuckuck, sagte der Oberst mit der ihm eigenen Hitze, soll da noch zu bedenken seyn; einen bessern Mann treibst du nicht auf, so weit der deutsche Boden reicht! Bin ich nicht auf meinen Zügen zweimal nach Rebenheim hingeritten, um das gute Kind, dem ich mein Leben danke, noch einmal zu sehen und ihm meinen Dank zu bezeigen? Und hab' ich nicht alles genau ausgekundschaftet! Karoline und ihre Eltern traf ich freilich nicht; auch konnte ich ihren Aufenthalt nicht erfahren. Aber andere Dinge erfuhr ich, die mir das Herz warm machten. Das ganze Dorf gab dem edlen Amtmann, seiner trefflichen Frau und der kleinen Karoline das beste Zeugniß. Alte, graue Männer sagten mir mit Thränen in den Augen: „Herr Ehrenberg war das Muster der Gerechtigkeit, der Thätigkeit, der Ordnungsliebe, der Wohlthätigkeit. Ewig können wir es ihm nicht vergelten, was er uns gethan hat. Wo er auch sey, und wie es ihm jetzt gehe — es muß ihm noch wohl gehen. Das hätte er schon an jedem Einzelnen von uns mehr als einmal verdient.“ Das sagten die Bauern. „Darum sage ich, mach' hurtig und laß das Dekret aufsetzen, damit ich sogleich selbst es ihm hintragen kann.“

Die Sache wurde richtig, das Dekret verfaßt

und unterzeichnet, und der Oberst hatte seit langer Zeit keinen so fröhlichen Morgen — ja kaum nach einem Siege war's ihm, wie er sich ausdrückte, so leicht und wohl um das Herz.

Während dieses ausgemacht wurde, war Karoline, ohne nur im Geringsten zu ahnen, was der Oberst vorhatte, voll hohen Vergnügens nach Hause gekommen. „Ja, Mädchen, was ist dir, sagte der Vater; deine Augen glänzen ja von Freuden.“ Karoline erzählte, wie die Kirschen dazu beitrugen, dem Obersten das Leben zu retten; und die Eltern priesen Gottes heilige Vorsehung. „Ja, Karoline, sagte der Vater, deine freundliche Güte, die dir als Kind schon eigen war, könnte vielleicht noch das Glück deiner Eltern machen.“ „Wenn ich je diese Güte hatte,“ sagte Karoline bescheiden, so ist sie mir nur das Erbtheil meiner theuern Eltern.“

Sie sprachen noch über die Begebenheit — da hörten sie den Obersten, seinen klirrenden Säbel nachschleifend, schon die Treppe herauf eilen. „Guten Morgen, Herr Amtmann von Buchenhain!“ rief er sogleich unter der Thüre. „Wie, was, von Buchenhain?“ sagte Ehrenberg. „Nicht anders!“ sprach der Oberst, und zog seine Brieftasche heraus. „Ich führe diese Brieftasche nur an besondern Freudentagen,“ sagte er, „wie z. B. heute, da ich Karolinen wieder fand. Sehen Sie da (er zeigte auf eine beschädigte Stelle der Brieftasche) — hieher traf die Kugel. Karoline hat Ihnen ja wohl davon erzählt?“ „Zu unserer größten Freude!“

sprach Ehrenberg. Der Oberst öffnete die Brieftasche und nahm ein Papier heraus. „Da lesen Sie!" sagte er zu Ehrenberg.

Ehrenberg las und erstaunte. Es war das Anstellungs-Dekret auf die gräfliche Amtmanns-Stelle in Buchenhain mit tausend Thalern Gehalt, nebst noch vielen andern Vortheilen. Der edle Mann, der bisher so viel geduldet hatte, und in einem sehr abgetragenen, wiewohl sehr reinlichen Rocke dastand, traute kaum seinen Augen. „Lesen Sie doch laut! sagte der Oberst, Ihre Frau und meine Retterin. die holde Karoline da, scheinen neugierig, was das Papier enthalte." Ehrenberg las das Dekret mit tiefgerührter Stimme, und Mutter und Tochter schluchzten beinahe laut.

„Bei den Husaren muß alles schnell gehen, sagte der Oberst. Vor einer Stunde dachte noch kein Mensch in der Welt daran, daß Sie Amtmann in Buchenhain werden sollten. Darum kommen Sie nur sogleich mit, damit ich Sie meinem Schwager vorstelle." Ehrenberg bat um Erlaubniß sich zuvor umzukleiden.

„Eine Viertelstunde sey Ihnen dazu vergönnt! sprach der Oberst, in einer Viertelstunde erwarte ich Sie auf meinem Zimmer. Sie aber, sagte er zu Karoline und ihrer Mutter, machen Sie nur sogleich Anstalt zur Abreise. Sie wohnen ja hier so enge; nur im Kriege hatte ich manchmal ein so schlechtes Quartier. Allein in dem Amtshause zu Buchenhain wird es Ihnen schon besser gefallen. Das ist eine freundliche Wohnung; es ist auch ein

herrlicher Garten dabei, in dem treffliche Kirschbäume stehen. Künftigen Montag müssen Sie dort einziehen; wir reisen an diesem Tage eben auch dahin. Das soll dann ein rechtes Fest werden. Da wollen wir eine fröhlichere Mahlzeit halten, als jene Husarenmahlzeit unter dem Donner der Kanonen und zwischen den brennenden Häusern zu Rebenheim. Vergessen Sie nur nicht, liebe Karoline, auch Kirschen zum Nachtisch aufzutragen! Ich denke, bis dahin werden sie vollends reif." Und mit diesen Worten eilte er, um der beglückten Familie den Dank zu ersparen, und um eine Thräne zu verbergen, so schnell zur Thüre hinaus und die Treppe hinab, daß Ehrenberg nicht mehr eilfertig genug seyn konnte, ihn zu begleiten.

„O Karoline, sagte der Vater, als er wieder in das Zimmer trat, wer hätte denken können, daß jenes Bäumlein, das ich an deinem Geburtstage gepflanzt habe, uns solche Früchte bringen würde!" „Das hat Gott so gefügt! sagte die Mutter mit gefalteten Händen. Ich weiß es wohl noch, wie das Bäumlein das erste Mal so herrlich blühte, daß es nur ein einziger weißer Blüthenstrauß zu seyn schien; wie wir uns beide dabei freuten, und es Gott heilig angelobten, Karolinen, die als ein Kind an meiner Brust ruhte und das Bäumlein anlächelte, gut zu erziehen; und wie wir Ihn baten, Er wolle unsere Bemühungen segnen, und Karolinen zu seiner Ehre und unsrer Freude aufblühen lassen. Dieses unser Gebet ist nun über all unser Wünschen und Hoffen erhört. Ihm sey ewiger Dank!"

„Ja, rief der Vater, kein gläubiges Gebet liebender Eltern geht verloren! Wie Gott damals schon, als wir bei dem Kirschbäumlein standen, unser Gebet erhörte, so wolle er auch jetzt sich unsern Dank gefallen lassen!" Und Karoline stimmte in das Dankgebet ihrer Eltern mit ein und rief mit innigster Rührung: „Dem Vater im Himmel, der für uns Menschen liebreicher und zärtlicher sorgt, als die liebreichsten und zärtlichsten Eltern für ihre Kinder, sey ewiger Dank!"

Heiliger Schutz.*)

1.

Auf dem Vorplatze des Häuschens im Dorfe * * saßen die Kinder mit bethränten Augen. Das Spielzeug lag ihnen zu Füßen, und sie würdigten dasselbe nicht eines Blickes mehr. Sie sahen oft prüfend nach der Hausthüre hin, und bei jeder leisen Bewegung derselben durch den Luftzug wähnten sie den Unteroffizier Bernard zu sehen, wie er, mit allen seinen Waffen ausgerüstet, zum Heere ziehen mußte. Sie fragten sich hin und wieder: „O wer wird jetzt unser Häuschen und unsre Großmutter schützen, daß böse Hände dasselbe nicht verwüsten und die gute Alte nicht mißhandeln? „Dies war der Inhalt ihrer unschuldigen Gespräche. Sie verloren in dem braven Unteroffizier gleichsam einen Beschützer für sich und die Großmutter und ihre kleine Habe, denn ihre Eltern waren längst gestorben, und die fromme Großmutter gab ihnen, den beiden Waisen, das Engelgeleit der Erziehung. Wann trübselig ihnen der Abschiedsabend kam, so waren sie doch jetzt froh, daß sie schon beten gelernt hatten, und die beiden Geschwister, das Mädchen und der Knabe, beteten für ihren Bernard.

*) Aus „Rosen und Dornen" von Hungari.

In der Kammer des Häuschen, gleich beim Eingange und zur rechten Seite, saß die Großmutter in dem braunledernen Lehnsessel. Es war schon dämmerig in dem kleinen Gemache, dessen Wände ohnehin grau schienen vom Staub der Jahre, welcher auf demselben sich angesetzt hatte. Die Wanduhr, und zuweilen ein tiefgefühlter Seufzer aus der Brust der Alten unterbrach das Schweigen. Auch die Linde flüsterte von Außen sanft durch das geöffnete Fenster, und auf den grünen Zweigen glänzte der Schein des Abendrothes. Der durchschimmerte lieblich bald das trauliche Stübchen, aus welchem die Zufriedenheit gewichen und der schwarze Herzenskummer eingekehrt war, seit Bernard seinen Abzug zur Schlacht auf Geheiß des Generals angekündet hatte. Sechs Wochen schon bot er Schirm der Familie wider die Eingriffe raubgieriger Soldaten, denn er lag als Einquartirung hier. Ohne ihn hätte die Alte von dem eigenen und den Habschaften ihrer beiden Enkel Vieles, vielleicht Alles verloren. Aber wie ein Schutzgeist von Oben war ihnen Bernard erschienen, der, gottesfürchtig, gern im Dorfkirchlein zum Gottesdienste, und sogar bei der Abend = Avemariaglocke sich stets einfand zum Nachtgebete.

Die siebenzigjährige Hannah las in der Bibel fleißig, welche mit rothem Sammet und mit Silberfassungen hübsch verziert war. Ihr Mann selig hatte ihr das Gebetbuch zum Brautgeschenke verabreicht. Es war ihr liebstes aus der Vergangenheit; denn mit ihm kehrten ihr stets die schönsten Er=

innerungen wieder an den Frühlingsmorgen ihrer Lebenstage. Auch blieb diese Bibel ihr Trostbuch bei dem Tode ihres Gatten und ihres Sohnes und seines Weibes, von welchen ihr die beiden Kinder hinterlassen wurden. Werthvoller ward ihr noch das Buch und seine dunkelfarbigen Holzschnitte, seit Bernard im Hause geweilt und ihr jeden Abend bis zum Schlafengehen, bei einem mäßigen Krüglein Weines, die Leidensgeschichte Jesu rührend und erbaulich vorgelesen, und ihr die beigefügten Bildnisse unermüdet erklärte. Und das Alles sollte sie jetzt vermissen. Sie weinte bitterlich und empfahl Bernard und ihre Enkel dem Schutze des Allerhöchsten. Dabei vergaß sie die Sorgen für den scheidenden Unteroffizier nicht. Dachte sie doch wohl: Wer weiß, ob wir ihn je wieder sehen, und, wenn er verwundet vom Schlachtfelde getragen würde, o! dann muß er doch etwas Geld haben, um sich bestens pflegen zu können. Sie nahm ihre Handkrücke und schleppte sich zu einem Schränkchen, das wohlverborgen in einer Mauer ihre Goldstücke vor Raubgierigen verbarg, und zog aus demselben eine Rolle Dukaten heraus, welche sie dem edelsinnigen Bernard zudachte. Sie legte das Geld unter das blaugestreifte Kissen ihres Sessels, zog behutsam den Schlüssel vom Schränkchen ab, und nahm die Bibel wieder vor sich. Sie wollte lesen und konnte nicht, weil ihre Enkel jammernd hereintraten mit den Worten: „Bernard kommt so eben und will Abschied nehmen!“

2.

An der Thüre wurde geklopft, und auf das freundliche: „Herein!“ der Alten, öffnete sich dieselbe. Mit allem seinem Rüstzeuge trat Bernard den Bewohnern der Stube näher und ergriff die Hände derselben und küßte sie der Reihe nach. „Ich danke tausendmal für Alles, ich kann es vielleicht nie, der liebe Gott wird es euch aber gewiß vergelten!“ Der durch die Kriegsübungen sonst abgehärtete Soldat war sichtbar betroffen, und in der Miene des aufrichtigsten Gesichtes spiegelte sich sein biederes Gemüth. „Kinder, seyd recht gehorsam eurer Großmutter, auf daß ihr Segen euch bleibe, und fürchtet Gott und er wird mit euch seyn!“ so sprach er noch väterlich, hob sie wiederholt hoch an seine Brust, und wollte rasch davongehen. Da hielt ihn die Alte bei der Hand zurück mit den Worten: „Nicht so, ihr müsset erst ein Zeichen meiner Dankbarkeit empfangen, und dann gehet unter dem Schirme des Dreieinigen! „Sie reichte sogleich die goldschwere Rolle dar, ihm zur Erquickung auf seinen Wanderzügen. Wunderbar fühlte sich Bernard überrascht. Das hatte er nicht im Traume der Ahnung erwartet. „Nein,“ versetzte er treuherzig, „ich nehme das Geld nicht; bewahret es für diese Kinder, da die Zeiten so schlimm sind; ich schreite ja zum Kampfe wider den Feind des Vaterlandes; trifft im Kugelregen der Tod mich, nun so bedarf ich des Geldes nicht; muß ich aber fallen und liegen als Verwundeter, dann wird sicherlich für mich sorgen die Gnade des Kaisers!“ Die

Alte zitterte vor Wehmuth, daß sie dem Braven nicht vergelten sollte, und schämte sich fast, ihm Geld geboten zu haben. Sie besann sich auf Augenblicke. „Nun," hob sie an, „so nehmt aus meinen Besitzungea doch nur etwas mit, damit ihr ein Gedächtnißzeichen an uns mit euch traget! Wählt, und träfe eure Wahl, was mir am theuersten wäre, gewißlich, und bei Gott, ich gäb' es euch!" Die Kinder drangen jetzt heftiger, bittender in ihn. Bernard wollte nicht verletzen; er wußte ja, daß dieser Antrag vom besten Herzen komme. „So will ich euch bitten," versetzte Bernard, „um diese rothe Bibel; sie soll mir auf Wegen, wo die Verführung zum Bösen so gewaltig ist, ein Wegweiser stets zum Guten sein; ich will in freien Augenblicken aus ihr Trost und Muth schöpfen und eurer Aller dabei mit Liebe gedenken! „Er schwieg — und glaubte schon eine Fehlbitte gesprochen zu haben. Hannah war betroffen, es war wirklich ihr Liebstes, was sie besaß. Aber die Danbarkeit bringt Opfer, und das Religiöse, was in dem Wunsche des Soldaten sich aussprach, gefiel ihr unendlich. „Ihr sollet die Bibel haben!" erwiederte die Alte, und gab sie unter Thränen an Bernard. Ihm überblühte das Rosenroth der Freude die gebräunten Wangen. „Aber wo wollt ihr das heilige Buch denn verbergen, daß es euch nicht beschwere?" fragte Hannah. Darauf gab Bernard alsobald die goldene Antwort stillschweigend, indem er die Rocktheile vor der Brust aufriß, die Bibel auseinanderzog und so gleichsam einen Gottesschild

über die Brust sich legte. Die Alte bestaunte seine Weisheit, und zum Lebewohl füllte sie das feine und weite Kelchglas, noch vom Hochzeitstage her ein ihr werthes Besitzthum, mit köstlichem Rhein-Wein für Bernard.

Bernard trank auf der Alten und ihrer Enkel Wohl.

Da wirbelten die Trommeln und rauschte Feld-Musik, und die Fahnen flatterten hehr in den Lüften. Bernard flog hinaus zu seinen Kameraden. Hannah und die Kinder sahen ihm lang und sehnsüchtig nach, bis in den unübersehbaren Reihen seine Gestalt ihrem Auge verschwand. Fromme, tiefempfundene Glückeswünsche begleiteten ihn!

3.

Es war in der Nacht, lange noch vor Tagesbeginnen des 16. Oktobers im Jahre 1813, als die verbündeten deutschen Heere in den riesigen Gefilden vor der Stadt Leipzig sich sammelten, um in einer Hauptschlacht den Feind des Vaterlandes zu schlagen. Liebe für Gott, Fürst und Vaterland durchglühte die Herzen der Krieger. Da ließ man aus dem Lager des ruhmgekrönten Fürsten Schwarzenberg drei große weiße Raketen in das dunkle Nachtgewölke hinaufflammen, um das Bundes- und Kampfsignal den auf der andern Seite der Stadt harrenden Armeen zu bekunden. Und siehe, vier rothfarbene Raketen aus dem Norden, wie mit Adlerskraft aufsteigend, gaben die Antwort. Die Soldaten

brannten hochherzig dem ungeheuren Kampfe entgegen. Endlich überwältigte die lichthellste Morgensonne das graue Nebelgewölke und drei Kanonenschüsse gaben den Ruf zum Angriff. Die Erde zitterte bei dem tausendfachen Donner der Geschütze bald, und tausendfachen Tod schleuderten umher aus ihren Tiefen die gewaltigen Feuerschlünde. Von allen Seiten stürmte das Schlachtgetümmel. Jeder Fleck mußte erobert werden. Aber in seinem blinden Uebermuthe ließ der Feind schon die Siegesglocken läuten. Das erbitterte die deutschen Herzen und höher wuchs der Muth und gab unendliche Kraft und Ausdauer. Der Sieg schwankte bei den verschiedensten Gefechten auf die französische und bald auf die verbündete Seite. Bald vorwärts, bald rückwärts zogen die Massen an diesem Tage, der jedoch über das deutsche Völkerloos noch keine Entscheidung gab. Ehre wurde jedoch eingeerntet, welche den braven einen bluttriefenden aber wohlverdienten Lorbeer wob.

Um fünf Uhr gegen Abend sah man noch den General M* bis über die Pleiße vorgedrungen. Er wollte früher schon hinüber, und bis um diese Stunde vermochte er es nicht, denn der sumpfige Boden und die glänzenden Waffenthaten der Feinde gaben ihm große Hindernisse. Doch hier nun zogen ihm die den Polen zu Hilfe geschickten französischen Kaisergarden entgegen; er sah von allen Seiten sich umzingelt, und ein mörderischer Kampf entspann sich auf's Neue. Fast Auge an Auge hatten die Kämpfer. Dem tapfern General wurde sein Pferd

unter dem Leibe erschossen. Er selbst wäre gefallen. Aber in diesem toddrohenden Augenblicke stand ein östreichischer Unteroffizier vor ihm, der ihn fast wie ein Unsiegbarer beschützte. Zwei Kugeln waren schon auf seine Brust geflogen und schienen sie durchbohrt zu haben. Der kühne Unteroffizier focht wüthend fort, bis sein General und er gefangen wurden. Als man nun beim Ruhen der Schlacht sich nach dem Edeln erkundigte und für ein Wunder hielt, daß er so vielfach von Kugeln getroffen nicht fiel, so öffnete er seine Brust, und siehe! in einem Buche, das er vor derselben trug, waren die Kugeln stecken geblieben. — Der brave Unteroffizier war Bernard. Gott und sein frommer Muth und die Bibel schützen ihn!

Kindlicher Liebe wird immer ihr Lohn.

Mich letzt des Lenzes wunderreiche Zeit,
Mich letzt der Brüder ird'sche Seligkeit;
Vergnügen find' ich an der Leier Tönen,
Die Freudenblume blüht aus allem Schönen;
Doch letzet mich der edelste der Triebe
Am Meisten wohl — der Kinder treue Liebe.

*

In Marseille gewahrte ich ein herrlich gebautes Haus, dessen Aeußeres schon Geschmack und Wohlstand verrieth. Die Vorderseite desselben war von einem Rosengärtchen umgeben. In einer niedlichen Laube saß der Eigenthümer mit zwei überaus freundlichen Kindern, welche sich an ihn schmeichelnd anklammerten, an ihm hinaufkrochen, ihn auf die herzlichste Weise liebkoseten. Die Freude leuchtete dem Manne aus den Augen; häusliches Glück stand an seiner Stirne geschrieben. „Das ist ein glücklicher Vater," sprach ich gerührt zu dem Freunde, der mich begleitete. „Gewiß ist er's; aber er war auch ein guter Sohn," versetzte dieser. — „Seine Vermögensumstände müssen überaus glänzend seyn," fuhr ich fort, „denn dieses prachtvolle Haus —." „Der väterliche Segen hat es für ihn erbaut. — Wir haben ein Viertel-

stündchen Zeit; treten wir in diese Seitenallee. Ich will Ihnen die Geschichte dieses Mannes und die Veranlassung zu dem Wohlstand, in dem er sich nun befindet, erzählen."

Leobin's Vater war ein sehr armer Mann. Er wohnte ungefähr fünf Tagreisen von hier in Richmond, einem elenden Dorfe. Frühzeitig hatte ihm der Tod sein Weib entrissen, ihm nichts übrig gelassen, als seinen Sohn und den kargen Verdienst seiner Hand. Er hatte einen Erbschaftsprozeß hier in Marseille anhängig, welcher achthundert Thaler, eine für ihn sehr bedeutende Summe, abwerfen sollte. Doch in die Jahre dauerte dieser Streit, und noch zeigte sich keine Hoffnung zum Ende. Da entschloß sich endlich der Vater, selbst hierher zu reisen und seine Sache persönlich zu betreiben. Der kleine Leobin zählte erst acht Jahre; diese Fußreise würde für ihn zu weit und beschwerlich gewesen seyn. Der Vater ließ ihn daher, trotz seinen Bitten, zurück; gab ihm einige Thaler, um sich selbst zu erhalten, und bat eine alte Frau, welche seine weitläufige Verwandte war, auf den Jungen manchmal ein achtsames Auge zu haben. So schied er, mit dem Versprechen, höchstens in vierzehn Tagen wieder zu kommen.

Aber an die Stelle des geliebten Vaters erhielt Leobin nach einer Zeit einen Brief, worin ihm jener die erschütternde Nachricht gab, daß es der Bosheit der Gegner gelungen sey, seinen Rechtsanwalt dahin zu bringen, ihn um die Prozeßkosten einzuklagen, und, da er sie vor Ab-

lauf seiner Rechtssache nicht erlegen konnte, in das Schuldnergefängniß zu werfen.

Spät Abends erhielt Leobin diese traurige Kunde. Er war außer sich vor Betrübniß und Schmerz. Schon hatten sich die Dorfbewohner zur Ruhe begeben. Er hatte Niemand, dem er seinen Kummer klagen, den er um Rath fragen konnte. Die ganze Nacht hindurch lag er in einem erschrecklichen Zustande. Sein Kopf war von Fieberhitze erfüllt, und eine solche Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, daß er kaum das Licht des Tages abwarten konnte. Mit dem ersten Sonnenstrahle sprang er von dem quälenden Lager auf, warf die Thür der ärmlichen Hütte zu, und stürzte, mit dem wenigen Gelde, das ihm der Vater zurückgelassen, fort auf die Landstraße. Er war fest entschlossen, seinem armen Vater persönlich zu Hilfe zu eilen, zumal da er, den Werth des Geldes nicht kennend, in kindlicher Einfalt meinte, mit der Summe, welche er bei sich führte, des Vaters Befreiung bewirken zu können.

Kaum war Leobin zwei Stunden hindurch mehr gelaufen, als ruhig gegangen, so kam ein Ungewitter herangezogen; in Strömen stürzte der Regen herab. Augenblicklich war der Weg schlüpfrig, beinahe nicht gangbar. Muthig strebte der Kleine voran; aber er glitschte aus und fiel in einen Graben. Vergebens suchte er, sich mit seinen kleinen Händen herauszuarbeiten; denn alle seine Bewegungen trugen nur bei, seine Lage mehr zu verschlimmern.

So mühte er sich also vergebens ab, weinte dabei und schrie oft vor Schmerz und Angst laut auf, als ein schöner Wagen mit vier Postpferden und zwei Lakaien, die ihn zu Pferde begleiteten, vorbeifuhr. Eine Dame, welche darin saß, hörte das zum Herzen dringende Jammern des Knaben. Sie befahl ihrem Diener, abzusteigen und dem Kleinen herauszuhelfen. Leobin's zarter Wuchs, sein zierliches Haar, seine ausdrucksvollen feurigen Augen mit einem einnehmenden Wesen verbunden, machten Eindruck auf sie. Sie ließ ihn zum Wagen führen und sprach: „Kleiner Landstreicher, was machst du bei diesem Ungewitter hier auf der Straße?" Mit einem jähen Unwillen, der dem Jungen ein eigenes Feuer gab, versetzte er: „Ich bin kein Landstreicher! Meinen Vater will ich retten, der im Gefängnisse ist. Ach, ich bitte, bitte — lassen Sie mich hinten am Wagen einige Zeit aufsitzen, damit ich schneller zu ihm komme." Der naive Ton, in welchem er dieses vortrug, rührte die Dame. Sie ließ ihn durch die Diener reinigen, so gut es anging, und erlaubte, daß er sich in den Wagen zu ihr setze.

Nun ließ sie sich den Beweggrund seiner Reise näher erklären. Weinend erzählte er, was er wußte, und gab ihr auch das Schreiben des Vaters. Bewegt über diesen hohen Grad kindlicher Liebe, belobte sie dieselbe, stellte ihm aber zugleich vor, wie unvorsichtig er gehandelt: „Du mußt nun zurück nach deinem Dorfe," sprach sie mit

gütigem Wesen. „Ich reise von hier nach Paris und dann in wenigen Tagen nach Marseille. Dort will ich sehen, was für die Befreiung deines Vaters gethan werden kann.“ Hiemit gab sie ihm den Brief wieder zurück, ließ den Wagen anhalten, befahl ihm, auszusteigen und nach Hause zurückzukehren. Sie war in der festen Ueberzeugung, daß er dieses thun würde; auch bot sie ihm noch einige Silberstücke an, die aber der Knabe, voll Zartgefühl, das die Dame noch mehr für ihn einnehmen mußte, durchaus nicht annehmen wollte.

Kaum hatte Leobin ihren Wagen aus dem Gesichte verloren, so forschte er bei dem nächsten Wanderer nach der Straße, die nach Marseille führt, und setzte seine Reise raschen Schrittes fort. Die Sehnsucht, den Vater zu sehen und zu trösten, war zu groß bei ihm, als daß die Vorstellungen der fremden Dame Frucht tragen konnten. So oft ihn die Müdigkeit überraschte, so oft seine schwachen Kräfte den Beschwerlichkeiten einer ungewohnten Reise zu erliegen schienen, nahm er das Schreiben des bedrängten Vaters aus dem Busen und schöpfte aus den Zügen der geliebten Hand Muth und Ausdauer. Damit er seinen kleinen Schatz, welchen er bei sich trug, um nichts vermindere, aß er nichts als Brod, trank nichts als Wasser. Oft, wenn ihn die einbrechende Nacht auf seiner Wanderung vor einem Flecken überraschte, schlief er unter freiem Himmel an einem Baumstamme. Gott war mit ihm. Nach einer siebentägigen Wanderung war das Ziel seiner Reise erreicht.

Leobin's erste Sorge war, nach dem Schuldthurm zu laufen, obgleich seine Kräfte beinahe alle geschwunden waren. Er fragt dort um seinen Vater. Dieser befindet sich noch darin, aber er konnte ihn diesen Abend nicht mehr sehen; denn es bedurfte einer besondern Erlaubniß des Präfecten der Stadt dazu. Er fragt nach der Wohnung desselben, eilt dahin, versucht, bis zu ihm zu dringen. Die Lakaien aber hindern ihn daran. „Der Morgen ist zu den Geschäften, der Abend zur Erholung und dem Vergnügen bestimmt,“ entgegnen sie seiner Bitte im rauhen Tone. „Ach,“ rief der Kleine weinend, „Ihr habt keinen Vater im Gefängnisse, da Ihr auf Vergnügen denken könnt. Für mich gibt es keine Erholung!“ Er trat traurig und in Thränen gebadet, den Rückweg in eine Herberge an und erwartete mit vielen Seufzern und trostloser Ungeduld den Morgen.

Mit dem Tagesanbruche stand er schon vor der Pforte des Präfecten. Bald kamen noch viele andere Personen, die mit ihm zu verhandeln hatten. Den kleinen Bauernjungen drängte die Menge bis an das äußerste Ende des Vorsaales zurück. Noch hatte er nicht Gehör finden können, als die Audienzzeit zu Ende ging. Der Kammerdiener ruft, daß diejenigen, welche noch da wären, morgen oder übermorgen erscheinen möchten, es sei keine Zeit mehr zu Geschäften. Verschiedene Bitten erheben sich, mit lauter Stimme wird die Güte des Präfecten in Anspruch genommen. Der Knabe schrie dringender, als alle Uebrigen. Jener ver-

nimmt diesen Ruf, er öffnet die Thür und läßt sich gern bereit finden, noch einige Zeit dem traurigen Geschäfte, Bitten, von welchen oft, ihrer Natur nach, so wenige gewährt werden können, anzuhören. Es entstand ein Gedränge um die Thür, welche zu seinem Gemache führte. Leobin, der bis an das Ende zurückgedrängt war, kriecht den Umstehenden durch die Füße, windet sich auf dem Boden bis zu dem Präfecten hin, klammert sich an seine Beine fest und läßt sie nicht mehr los: „Gnädigster Herr!“ ruft er mit einem Mitleid erweckenden Tone, „im Gefängnisse seufzet ein schuldloser Mann! ich bin sein Sohn. O haben Sie Erbarmen mit uns Unglücklichen! geben Sie mir die Bewilligung, ihn sehen zu dürfen! Fünfzig Meilen habe ich mühselig deßhalb zurückgelegt! Ich sterbe, wenn sie die Gewährung meiner Bitte bis übermorgen verschieben!“

Der Präfect nahm Antheil an dem kindlichen Wesen des weinenden Knaben. Er forschte nach dem Namen des Gefangenen, trat an den Tisch, schrieb die Erlaubnißkarte. Als er sie dem Kleinen überreicht, ist dieser vor Freuden außer sich. Er faßt ungestüm die Hände desselben, bedeckt sie mit seinen Küssen und Thränen, und stürzt dann, ohne eine weitere Frage abzuwarten, fort, um keinen Augenblick länger das Glück, den Vater zu sehen, entbehren zu müssen.

Stellen Sie sich die Ueberraschung und Freude des Vaters vor, als der Gefängnißwärter den lieben Kleinen zu ihm brachte. Er traut kaum

seinen Augen: „was mein Kind in Marseille! Gott! wer sendet mir diesen Trost?“ Dieses war Alles, was er hervorbrachte. Leobin sprang ungestüm an seinen Hals, blieb an demselben hängen, schrie vor Freude in unartikulirten Tönen: „Mein Vater! geliebter Vater! ich bringe dir Geld! ich mache dich frei!“ Dieser meinte, seine Nachbarn hätten sich auf die Nachricht von seinem Unfalle vereinigt, ihm aus der Noth zu helfen. Aber er bemerkte bald die kindische Einfalt des Knaben, als dieser seine ganze Baarschaft zwei Thaler, hervorzog. Ach! er bedurfte hundert und fünfzig! Diese Entdeckung schlug ihn aber nicht nieder; denn er war in diesem Augenblicke ein zu glücklicher Vater, als daß ihn irdische Bedrängnisse um die Freude über die kindliche Liebe seines Sohnes zu bringen vermochten! Er nmarmte diesen mit Freudenthränen in den Augen, küßte ihn und sprach: „Der Allgütige segne dich, vergelte dir dein ganzes Leben hindurch diese Stunde namenloser Wonne die du deinem Vater bereitet. Fromme Kinder liebt der gute Gott! Er hört die Segnungen der Eltern! Er wird dich nie ganz verlassen!“

Was sollte nun der Knabe beginnen? Er beruhigte bald den besorgten Vater über sein Loos, indem er die Güte des Wirths, bei dem er eingekehrt war, vielleicht mehr, als sie verdiente, erhob.

Leobin hatte einmal den Beschluß gefaßt, seinen Vater zu befreien; er dachte auf nichts, als ihn auszuführen. Zur Zeit seiner Ankunft ward eben ein Markt in Marseille abgehalten. Leobin

sah sich nach Waaren um, die er auf seinem Rücken an den Plätzen herumtrug und an den Mann zu bringen suchte. Zwirn, Nadeln, Spielzeuge und ähnliche Kleinigkeiten machten seinen Handel aus. Es ging gut damit, und er setzte ihn mit unbeschreiblichem Eifer fort. „Hier ist der kleine Krämer aus Richmond," rief er die Umstehenden an, „kaufen Sie, liebe Herren! kaufen Sie, schöne Damen!" — Täglich brachte er dem gerührten Vater seinen kleinen Gewinn, während er sich beinahe Alles versagte. Aber hundert und fünfzig Thaler bedurfte er — wie wäre diese Summe erreicht worden, hätte Gott nicht geholfen.

So wenig zureichend auch die Vortheile, welche Leobin in dem kleinen Handel errang, für seinen Zweck gewesen waren, so hatten sich doch bald Neider gefunden, welche ihm alles Unheil über den Hals wünschten. „Niemand verkauft etwas, als dieser kleine Schurke!" sprachen Krämer und Umträger mißgünstig unter einander. „Er verrückt der ganzen Welt den Kopf — wenn es nur ein Mittel gebe, ihn von hier wegzuschaffen!" Dieses Mittel glaubten ein Paar von ihnen bald gefunden zu haben. Während sich der Eine mit dem niedlichen Jungen scherzend unterhielt, steckte der Andere mehre Waaren in den Bündel des Knaben. Nachdem man ihn mehrere Schritte ruhig fortwandeln gelassen, erhoben sich Beide und riefen aus Leibeskräften, was die Andern größtentheils mitriefen: Wir sind bestohlen! haltet den kleinen Dieb auf, haltet ihn auf!

Leobin wurde bald festgehalten. Er machte große Augen, als er unter seinen Waaren wirklich mehrere fremde gewahrte. Von allen Seiten hörte er Scheltworte, Verwünschungen, ja, die Wuth der Krämer ging so weit, daß sie sich an ihm thätlich vergriffen. Leobin erhielt einen Schlag in's Gesicht, daß ihm das Blut zur Nase herausströmte. Zum guten Glück rettete ihn die Wache, welche ihn festnahm, und begleitet von der rasenden Menge, in das Haus des Präfekten führte.

Dieser hatte eben Gesellschaft und saß noch an der Tafel. Sobald er den Lärmen vor seinem Hause hörte, erhob er sich, und da er sah, daß der Kleine in dem Gemache seines Portiers vor der immer mehr anwachsenden Volsmenge nicht sicher war, so befahl er, denselben hinauf zu bringen. Die Ankläger und Andere folgten, indem sie ihn stets mit Verwünschungen überhäuften und nach Gerechtigkeit schrieen. — Die Gesellschaft des Präfekten versammelte sich gleichfalls um ihn; aber es fiel Niemanden ein, sich seiner anzunehmen. „Seht den kleinen Bösewicht mit dieser Heuchlermiene!" sagte der Eine. „Wer hätte dieß von dem Jungen geglaubt?" versetzte der Andere. „Nur kein Mitleid, Herr Präfekt!" fügte ein Dritter hinzu; denn in solchem Alter läßt sich das Laster noch unterdrücken."

„Aber man höre mich doch auch!" schrie nun der Kleine, den man bis jetzt nicht zum Worte gelassen. — „Dich hören, Junge?" sprachen die Versammelten, „was kannst du zu deiner Vertheidigung sagen? hat man nicht fremdes Eigenthum un=

ter deinen Waaren getroffen?" — „Stille!" gebot der Präfect. „Es ist wahr," fuhr er gütig fort, „man kann dich nicht verurtheilen, Kleiner, ohne dich gehört zu haben; aber der Anschein spricht gegen dich!" — „Gnädigster Herr!" schrie Leobin mit voller Kraft seiner Stimme, „ich bin kein böser Junge! ich habe nicht gestohlen! ich arbeite für meinen alten Vater, der im Gefängnisse ist! Gnädigster Herr, hören Sie mich!"

Auf diese Worte öffnete sich eine Seitenthür. Die Gemahlin des Präfecten, welcher die Anwesenden ehrerbietig Platz machten, trat herein. „Wo ist das Kind, welches man des Diebstahls beschuldigt?" rief sie, indem sie auf Leobin blickte. „Mein Gott! ich habe seine Stimme erkannt; ja, er ist's! Was hat man gegen dieses Kind? — wo sind die Kläger?" — Leobin erkannte sogleich die Dame, welche ihn beim Antritt seiner Reise so theilnehmend in den Wagen zu sich genommen hatte. Er stür;te zu ihren Füssen. „Retten, o retten Sie mich," schrie er mit Thränen in den Augen, „Sie wissen, daß ich weder ein Dieb, noch ein Räuber bin!" — „Ja, ich kenne den Kleinen," versetzte sie, „und ich glaube ihn keiner schlechten Handlung fähig! In welch einen Zustand hat man den Armen versetzt! Er ist ja ganz mit Blut bedeckt!"

Plötzlich änderte sich die Scene; die Gesellschaft des Präfekten bewies nun auf einmal eben so viele Theilnahme für den unschuldig Angeklagten, als

kurz vorher Vorurtheil und Widerwillen. „Man muß sehen," hieß es nun, — „soll man denn gleich nach dem Scheine urtheilen — dieses Kind mag schuldlos seyn!"

Seine Ankläger wurden sogleich vernommen. Allein der Ernst, mit welchem dieß geschah, brachte sie bald ausser Fassung. Sie fingen an, sich selbst gegenseitig Vorwürfe zu machen und hiedurch die Unschuld des Knaben an's Licht zu bringen; denn Einer suchte dem Andern die Erfindung des Complottes aufzubürden. So war bald die Ehre Leobins gerettet. Von allen Seiten liefen jetzt vortheilhafte Zeugnisse für ihn ein. Der Antheil an seinem Schicksale wuchs mit jeder Sekunde. Es bedurfte nun eine Schutzwache für seine Ankläger, um sie vor der Wuth des Pöbels gesichert, in das Gefängniß zu führen.

Jetzt erzählte die Dame, welche erst vor einem Tage von Paris in Marseille eingetroffen war, der ganzen Gesellschaft, in welcher Lage sie diesen Jungen auf der Fahrstraße vor mehreren Wochen getroffen, welche edle Gesinnungen er damals geäußert, wie sehr sie seine kindliche Liebe gerührt habe. Sogleich befahl sie einem Diener, den Kleinen vom Blute zu reinigen, während einem Zweiten eine Börse mit der Weisung, den Vater desselben unverweilt aus seiner Haft zu erlösen und dann hierher zu führen, in die Hand gedrückt wurde.

Die Ankunft des Vaters vermehrte den Triumph des Sohnes. Thränen traten in Aller Augen, als auch jener die schönen Beweise der kindlichen Liebe

mit väterlicher Rührung und wahrem Stolze vortrug. Der Präfect, ein Mann, welchem das Herz auf dem rechten Flecke saß, umarmte den Kleinen; „ich habe keinen Sohn,“ rief er im höchsten Grade ergriffen aus: „sey du fortan der meinige; du wirst an meiner Sorgfalt gewiß nie undankbar handeln!“ Auch seine Gemahlin drückte den Kleinen an sich und bezeigte dem Entschlusse des Gatten ihren herzlichen Beifall. Aber Leobin blickte schüchtern und sehnsuchtsvoll nach seinem Vater. „Ich verstehe dich,“ sprach der Präfect mit Wärme, „dein Vater soll bei uns seyn und bleiben. Ich werde ihm einen passenden Wirkungskreis anweisen!“ Jetzt sank ihm der Kleine zu Füßen und bedeckte die Hände beider Väter mit seinen Küssen.

So genoß Leobin eine auserwählte Erziehung. Er machte dieser Ehre und seinen Ziehältern Freude. Nach ihrem Tode erhielt er ein nicht unbedeutendes Vermögen zum Erbe, welches durch seine Kenntnisse und seine Thätigkeit sehr vermehrt worden ist. In ganz Marseille ist Leobin der redlichste Bürger, der geachteste Beamte, der glücklichste Vater. Sichtbar bestätigt an ihm der Himmel seine Zusicherung: daß des Vaters Segen guten Kindern Häuser erbaue!

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.*)

Conrad Munding war der Sohn eines sehr frommen und menschenfreundlichen Schullehrers in einer kleinen Stadt in Hessen. Er hatte sehr frühe Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm den armen Waisen in sein Haus und seine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlage; seine Lehrer ermunterten ihn zum Studium; der Onkel, so unvermögend er selber war, stimmte im Vertrauen auf Gottes Durchhilfe, in den Wunsch der Lehrer ein, und so trat Conrad mit dem lebendigsten Eifer den Weg der wissenschaftlichen Bildung an, welcher ganz seinem Verlangen entsprach. Die gewöhnlichen Schulstudien waren vollendet; Conrad konnte mit Ehren zur Universität entlassen werden. Auch hier wurde der bescheidene, fleißige Jüngling bald einem wohlwollenden Lehrer bekannt, der ihm sein Durchkommen aufs Möglichste erleichterte. Aber eben dieser freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andere Universität und folgte demselben; Conrad stand wieder allein mit seinen kaum zur täglichen Nothdurft ausreichenden Mitteln.

Und selbst diese armen Mittel sollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher sich und

*) Erzählungen von Heinrich v. Schubert.

die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühsam ernährt hatte, starb plötzlich; sein sehr geringer Nachlaß gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Conrad war nichts geblieben, als etliche Goldstücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei seinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage seinem Neffen geschenkt, und sorgfältig, mit Hinzuschreibung von Conrads, des Eigenthümers Namen, auf das Papier, worinnen die die Münzen eingewickelt waren, für diesen aufgehoben hatte. Diese ganze Erbschaft betrug an Werth nicht ganz 42 fl.; dies war Alles, was dem Jüngling zur Vollendung seiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge seines guten Oheims weinte, waren nicht Thränen der Sorge, sondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den theuren väterlichen Freund. Er war sogar Willens, jene kleine Sparkasse den Kindern seines Onkels dazulassen; der Vormund derselben aber rieth ihm, er solle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, woran ja kein Zweifel sey, einst ein Amt bescheere, das ihm sein Brod gäbe, dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit reichlichen Zinsen an die Hinterbliebenen seines Pflegevaters zurückzahlen.

Conrad kehrte an die Universität zurück. Er verdoppelte seinen Fleiß, während er zugleich seine schon vorhin sehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte herunter setzte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von seinem sorgsamen Oheim ersparte Summe Geldes, noch das Einzige sey, das ihm

zur Fortsetzung seines Studirens geblieben war. Der Herbst war schon weit vorgerückt; der Winter meldete sich an mit einzelnem Schneegestöber; der arme Conrad wagte es nicht von seinem wenigen Gelde sich Holz zu kaufen, welches in jener Universitätsstadt in ziemlich hohem Preise steht; da erbarmte sich seiner sein Wirth, ein wackerer, alter Handwerksmann, den sein Geschäft, als Schmied, fast den ganzen Tag außer dem Zimmer, in der Werkstätte aufhielt, indem er ihn einlud, in seiner wohldurchheizten Stube so viel zu lesen und zu schreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr ging jetzt zu Ende, in welchem unser Conrad viel gearbeitet und wenig gegessen hatte; denn seine tägliche Nahrung, seit des Onkels Tode, war, außer am Sonntage, wo er gewöhnlich von seinem Hauswirth zum Mittagsessen eingeladen wurde, fast nichts anderes gewesen als Kartoffeln, Brod und Obst. Bei all seiner Sparsamkeit sah er sein ererbtes Geld fast schon zur Hälfte aufgegangen; sollte er jetzt einige Kleidungsstücke, vornämlich Stiefel sich kaufen, deren er nöthig bedurfte, so blieb ihm kaum noch für die nächsten Monate das Unentbehrlichste übrig. Und seine Universitätsstudien waren noch lange nicht beendigt, er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorlesungen zu hören. Dennoch behielt er guten Muth, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtlein, wo er geboren war, lebte noch sein Pathe, der Lehrer an der

Schule des Ortes; ein Mann, den Gott reichlich mit Kindern gesegnet, mit andern äußern Glücksgütern aber nur wenig versehen hatte. Von diesem war Conrad schon mehrmalen, durch einen Handelsmann, der die Jahrmärkte der Universitätsstadt bezog, eingeladen worden: er solle ihn doch einmal während der Ferien besuchen. Der Jüngling, dem jede Aeußerung von Liebe gegen ihn, den Verlassenen, so wohl that, beschloß der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäsche und ein gutes Buch auf den Weg, dies war Alles, was er zu tragen hatte; schon am nächsten Tage gegen Abend traf er bei seinem alten Pathen ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei sich aufnahm.

„Warum," so fragte der alte Freund seines väterlichen Hauses eines Tages Conrad, „warum entschließen Sie sich nicht zu einer Reise nach Holland? Sie wissen, daß Ihr Großvater, obgleich er auch von Geburt ein Hesse war, in Amsterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres seligen Vaters Munde, daß dort noch sehr wohlhabende Verwandte von Ihnen leben. Was wäre es für einen von diesen, Ihnen das Wenige zu geben, das Sie zur Vollendung ihrer Studien noch brauchen. Uebrigens wüßte ich auch eine Gelegenheit, durch welche Sie in diesen Tagen mit wenig Kosten, ja vielleicht ganz umsonst, auf einem Rheinschiffe bis nach Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, dessen Schiffer mir wohl bekannt ist."

Der Jüngling zögerte nicht lange auf diesen

Vorschlag einzugehen. Sein Pathe, der Schullehrer, fuhr ihn selber auf einem kleinen Bauernwagen bis an den Rhein, sprach dort mit dem Schiffer, versorgte den jungen Reisenden mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und selbst mit etwas Geld und wünschte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu seiner Reise.

Das schwer beladene Kornschiff machte freilich keine große Tagreisen, doch ließen das schöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheinthales unserm Conrad die Zeit nicht lang werden, welche dieser auch noch überdieß zum Lesen und zum Schreiben auf dem langsam dahin gleitenden Fahrzeuge benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling verabschiedete sich von dem Schiffer, welcher für die Fahrt und das Schlafen in der Kajüte durchaus keine Bezahlung annahm und zu diesen Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihn einen Platz in einem wohlfeilen Fahrzeuge aushandelte, welches schon am nächsten Tage nach Amsterdam fuhr.

Da war nun Conrad auf einmal in der großen fremden Stadt, wo Jeder mit sich selber und seinen Geschäften so viel zu thun hat, daß Keiner auf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgersmann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutsch verstund, hatte er nach einem anständigen und nicht zu theuren Wirthshaus gefragt. Der Bürger wies ihm, beim gemeinschaftlichen Hindurchgehen durch eine der nächsten Straßen, ein Gasthaus an, das zwar nicht

zu den vornehmsten der Stadt, doch auch nicht zu den geringern gehörte. Hier setzte sich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß Anfangs Jemand auf ihn merkte. Endlich als er ein Nachtessen begehrte, brachte man ihm vielmehr, als er gewünscht hatte und bedurfte; das Nachtlager, das man ihm anwies, war so reinlich und so bequem, wie er seit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling schlief hinter seinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war sehr beschämt, da er merkte, wie spät es sey; zu der Beschämung kam aber bald auch noch der Schrecken, als er im Wirthshause nach seiner Rechnung fragte und eine solche vernahm, durch welche der Rest seines Reisegeldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahrt, durch das, was der Lebensunterhalt ihm kostete, sehr abgenommen hatte, fast ganz verzehrt wurde. In tiefen Gedanken ergriff er sein kleines Reisebündelein und den Wanderstab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutwillige Schiffer sein Rathgeber und Führer war, hatte er sich nach den noch in Amsterdam lebenden Verwandten seiner seligen Mutter erkundigt und erfahren, daß sein mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder seiner Mutter, zwar längst gestorben, daß aber sein Sohn am Leben und ein sehr vermöglicher Kaufmann sey, welcher noch überdieß eine deutsche Gemahlin und fast lauter deutsche Comptoirdiener habe. Auch die Wohnung seines Verwandten hatte er sich genau bestimmen lassen. Er fragte jetzt

einen müssig an der Straße stehenden Mann nach dem ihm bezeichneten Hause; dieser führt ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine sehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte aber, zum neuen Schrecken des armen Conrad, für die Mühe des Wegzeigens einen halben Gulden, und ließ sich auch schlechterdings nicht mit weniger abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, reiche Haus seines Verwandten ein. Du kommst ja hier nicht nur zu nahen Vettern sondern überdies zu deutschen Landsleuten, so sprach er sich selber Muth zu und fragte nach dem Herrn des Hauses. Man wies ihn in das Comptoir. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit an der Thür still gestanden hatte, fragte man endlich nach seinem Begehren. Er ließ sich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte diesem seinen Namen, und erzählte mit wenig Worten das Schicksal seiner Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zum Fuß, schrieb dann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun? und was ist denn euer Begehren?“ — Der Jüngling erröthete und Thränen traten ihm in die Augen; er konnte nicht gleich Worte finden. Da sprach einer der jüngeren Herrn, ein Schwager des reichen Vetters, von deutschen Bettlern und Betteleien, griff nach einigen kleinen Silberstücken und wollte sie dem Conrad reichen, dieser aber, tief bewegt, verbeugte sich, eilte zum

Zimmer hinaus, während die beiden Geschäftsleute ganz kalt wieder an ihren Büchern fortschrieben.

Als er wieder allein war, ließ er seinen Thränen freien Lauf. Es war Mittag schon vorüber, und er wußte nicht, wie er mit dem wenigen, ihm noch übrigen Gelde, heute sich sättigen, noch mehr aber, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Rückreise nach Deutschland bestreiten solle? Der unerfahrene Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur schnell hinauseilen aus der theuern Stadt und irgendwo, in einem der benachbarten Dörfer, ein wohlfeileres Nachtlager suchen. In dem unübersehlichen Gewirre der Gassen, Kanäle und Häuser der Stadt, wie der Vorstadt, und in der Sorge, etwa wieder einen so theuern Wegweiser zu finden, als der am heutigen Vormittag war, hatte er nicht gefragt und deshalb sich verirrt an einer von seinem eigentlichen Heimwege weit abgelegenen Stelle des Strandes. Es war eben die Ebbe vorüber; die Fluth trat wieder heranwärts zum Lande. Die Krähen und Dohlen, die sich reichlich gesättigt hatten an dem Tisch des Meeresgrundes, den die Ebbe ihnen aufdeckte, flogen lautschreiend wieder landeinwärts. Da trocknet der arme Conrad seine Thränen; „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter versorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wird ja auch wohl mich nicht verlassen noch versäumen; wird mir heute und morgen mein Stücklein Brod bescheeren und mich wieder heim geleiten in mein liebes Vaterland."

Während er so am Strande hingeht, sieht er, daß die immer höher anschwellende Fluth eine Flasche herbeischwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorschimmert. Jetzt ist sie schon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dammes, Conrad, an einer günstigen Stelle, wo er leichter sich ihr nähern kann, hält sie mit seinem Wanderstabe fest, und ist zuletzt so glücklich, sie herauszuziehen. Er bemerkt nun, daß die Flasche ein Papier, dessen Adresse sich durch das Glas deutlich lesen läßt, in sich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und versiegelt ist. In gedankenloser Neugier will er sie am Boden zerschlagen und das Papier herausnehmen; da redete ihn ein vorübergehender freundlich aussehender Mann zuerst Holländisch und als er hört, daß der junge Fremde nur Deutsch versteht, auf Deutsch an und räth ihm, nachdem er die Adresse auf dem inliegenden Papier gelesen: er solle die Flasche uneröffnet zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Zuschrift gerichtet war; denn auf diese Weise geben zuweilen Seeleute, wenn sie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor sich sehen, noch eine letzte wichtige Nachricht, und ein Jeder, mit dem Seegebrauch Bekannter, sey verpflichtet, wenn er eine solche Briefflasche finde, diese dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufschrift laute.

Nach einigem Bedenken entschließt sich Conrad, seinen seltsamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz irre gegan-

gen sey, und daß er gegen Rotterdam hin, noch einmal durch einen großen Theil der Stadt zurück müsse.

Als er, nach langem Gehen, das Kaufmannshaus, das auf dem Papier benannt und dessen Lage von dem Fremden ihm genau beschrieben war, endlich gefunden hatte, war es schon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warst du bei deutsch redenden Leuten und Verwandten und man behandelte dich so verächtlich, wie wird dir erst hier bei den ganz Fremden ergehen,“ so denkt er bei sich selber. Doch sagt er einem der Bedienten die Absicht seines Kommens. Man führt ihn sogleich in das hellerleuchtete Comtoir. Ein freundlicher, alter Herr, der Besitzer des Hauses, nimmt die Flasche in Empfang, heißt Conrad niedersitzen, und öffnet dann die Flasche. Nachdem er die Inlage gelesen, sagt er in ziemlich geläufigen Deutsch: „Gott Lob, daß wir indeß neue und bessere Nachricht haben; das Schiff, welches damals, als man die Flasche in's Meer senkte, im Kanal in großer Gefahr schwebte, hat sich gerettet, und liegt jetzt wohl behalten hier vor Anker; dennoch soll Ihre Mühe nicht umsonst gewesen seyn.

Mit diesen Worten nahm der alte Herr einige Goldstücke und reichte sie dem Jüngling, der sie dankend empfing und ehrerbietig grüßend sich entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief und ihn nach seinem Namen und Vaterland fragte.

Ich heiße Conrad Munding, sagte der Jüngling, und bin aus Hessen.

Wie? fragte der alte Herr, ist Ihr Vater nicht Schullehrer in * *?

Mein Vater war allerdings an diesem Orte Schullehrer, aber er starb schon vor fast 10 Jahren.

Und Ihre Mutter?

Auch sie überlebte den treuen Vater nur wenige Monate.

Der Kaufmann wischte sich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig schüttelte und sagte: „Ich heiße Sie in meinem Hause willkommen. Ihr seliger Vater hat mich einst 6 Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in seinem Hause wie einen Bruder beherbergt; seiner und Ihrer seligen Mutter treuen Pflege danke ich nächst Gott mein Leben, ja, was noch mehr ist, ich danke dem gesegneten Umgange und Einfluß Ihres Vaters noch ein andres, besseres Leben in meiner Seele, welches seit dem nicht ohne Frucht geblieben ist; ich bin durch ihn, aus meinen jugendlicheu Verirrungen, zu mir selber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in diesem Hause, dessen Besitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geschäft an, und Gott hat mich reichlich gesegnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie.

Conrad war bald in dem Hause des edlen Holländers so einheimisch, als sey er von Kindheit an da bekannt gewesen. Die Zeit der Ferien ging aber nun zu Ende, der Jüngling dachte an die Heimreise. Wie erstaunte er so freudig, als er am Tage vor seiner Abreise auf einmal einen

Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäsche, auf sein Zimmer, und von dem edlen Kaufmann eine Anweisung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbestimmte Zeit, von einem Handelshause in Kassel, jedes Vierteljahr 200 holländische Gulden ausgezahlt werden sollten. Tief gerührt schied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er diesen sahe. Denn nachdem er in Göttingen seine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland und erhielt, durch eine besonders günstige Fügung dort ein Amt, in welchem er viele Jahre segensreich wirkte. Er hatte es, bald nach seiner Anstellung, wagen dürfen, um die Hand der Tochter seines Wohlthäters anzuhalten und erhielt diese. Das schöne, große Haus, das Conrad Munding in Amsterdam bewohnte, und in welchem so mancher deutsche Landsmann gastfreundliche Begegnung fand, konnte Jeden, der die Geschichte seines Besitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.“ Auch den Kindern seines treuen Pflegvaters und Oheims in Hessen hatte Herr Munding das mit reichen Zinsen wieder erstattet, was ihr Vater in seiner Armuth auf ihn gewendet hatte; sie gelangten, durch die Kraft des nämlichen Segensspruches, dahin, daß jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, sein eigenes, wohlbegründetes Haus bewohnte und sein ausreichendes tägliches Brod in Frieden essen konnte.

So bin ich reich geworden. *)

Der hat, was er bedarf, und nicht begehrt,
Was sein Besitz ihm nicht erlaubt,
Nichts wagt, was sein Gewissen wehrt,
Der sorgenfrei sein heit'res Haupt
Auf weiche Kissen legt, im Frieden ruht,
Nach seinen Kräften Gutes thut —
Den nenn ich reich. Wer tausend Güter zählt.
Wer mit unnützer Sorge trinkt und ißt,
Nichts kennt und denkt, als eitel Geld,
Wer um ihn lebt, nur nicht sich selbst vergißt —
Denn Mann voll Schrecken Leid und Harm,
Was auch die Thoren sagen, nenn' ich arm.

*

Meine Eltern waren eher arm, als reich zu zu nennen. Sauer genug wurde es meinem guten Vater, mich die Gymnasialstudien durch seine Aufopferungen fortstudiren zu lassen. Es wäre Undank und wirkliche Hartherzigkeit gewesen, wenn ich, in die akademischen Anstalten übertretend, nicht Alles gethan haben würde, mich durch eigenen Fleiß zu erhalten.

So spärlich es mir auch in dieser Zeit mit meinem Erwerbe ging, so war sie doch die glücklichste meines Lebens. In einer armseligen Kammer, zu ebener Erde, mit noch einem Musensohne

*) Erzählungen von Ebersberg.

in dem entferntesten Punkte der Donauvorstadt wohnend, hatte ich täglich eine wiederholte Reise nach den Hallen der hohen Schule anzutreten; und dazu waren die brodschaffenden Lehrstunden noch in einer auf der entgegengesetzten Seite liegenden Vorstadts-Ecke, nahe an den Linien der Stadt, zu ertheilen! Aber es gab keinen Augenblick, in dem ich mißvergnügt über mein Schicksal geklagt haben würde. Ich that meine Pflicht mit all der Freude, die einem jugendlichen Gemüthe, das mit sich einig, in der Gegenwart glücklich und um die Zukunft nicht allzubekümmert ist, eigen seyn kann. Ja es war wirklich eine überglückliche Zeit! Machen uns denn die Aeußerlichkeiten des Lebens glücklich? bringt Geld und Ueberfluß ein frohes Herz und zufriedenen Sinn im Geleite mit sich? Dich, rosige Jugend, fördern keine Goldgruben an den Tag — und dich edle Genügsamkeit und sorglose Unschuld — wo sind jene Schätze, die euch das Gegengewicht auf der Glückseligkeitswage zu halten vermöchten.

Nicht allzulange dauerte meine höchst mittellose Lage. Die Folgen meiner Thätigkeit und die freundlichen Launen Fortunens vereinigten sich, mich zusehends in günstigere Umstände zu versetzen. Noch als Student gewann ich ein ziemlich bedeutendes Auskommen, und wie ich dann in die Welt hinaustrat, war mir das Glück fortan so freundlich gewogen, daß es mir sogar klingende Gaben seiner Gunst auf einer Bahn gestreuet hatte, in der man wohl sonst viele schöne Worte, goldene Verheißungen und,

Bayerische Staatsbibliothek München

wenn es hoch kommt, einen Schatten von Ehre zu erringen gewohnt ist. Ich begriff kaum, wie es so kam; aber zu meinem Erstaunen erkannte ich bald, daß ich Herr einiger Tausend Gulden geworden.

Ich hatte mir in früherer Zeit wenig aus dem Gelde gemacht; aber je mehr ich erwarb, desto lebhafter fühlte ich nun die drückende Last der nackten Armuth und die fern lächelnden Reize des üppigen Reichthums. Jetzt sah ich nicht mehr auf Jene zurück, die, weit ärmer als ich, mit tausend dringenden Bedürfnissen rangen, sondern wandte meine Augen nur immer auf die beneideten Reichen hin. Und wenn ich so in die Banquiersstuben trat, strotzende Kassen betrachtete — da wurde es mir gar weh um die Brust! ich fühlte lebhaft, wie arm ich noch sey, und die Furcht vor der Zukunft, als blickte der Hunger schon zum Fenster herein, rieselte im kalten Schauer mir über den Rücken herab.

Von diesem Augenblicke an erfüllte nur Ein unersättlicher Wunsch meine Seele — der Wunsch, reich zu werden an äußern Gütern des Lebens. So ward ich in meinem drei und zwanzigsten Lebensjahre ein kleiner geldsüchtiger Krämer, der mit Allem, was ihm unterkam, gierig nach Gewinn, Kleinhandel trieb. Edelsteine, Geldsorten, kleine Summen in Staatspapieren — dieses und Anderes lag in meinem Schranke zum steten Wechsel bereit. Mit lächerlicher Ungeduld nahm ich am frühesten Morgen die Blätter des Tages zur Hand, um aus dem politischen Stande der Welt für den Wachsthum meines kleinen Schatzes zu schließen. Ach, mit

welcher Unruh' war ich erfüllt! Fort waren die ruhigen Nächte der heitern Jugend, fort war der reine freundliche Blick in die Welt, und jenes Herz, das sonst der Freude und dem Leid des Nächsten so gern theilnehmend schlug — es schien sich im schmerzhaften Krampfe vor mir selbst verschlossen zu haben.

Ich war sonst der Kunst und jeglichem Zweige der Wissenschaften ergeben gewesen. Ja ich hatte schon damals das, für einen jugendlichen Geist so ganz eigene süße Vergnügen, als nicht ungern gelesener Schriftsteller öffentlich aufzutreten, verkostet — aber jede Gattung eines edleren Vergnügens war von jener verderblichen Sucht nach Vermehrung meiner Habe weithin verscheucht worden. Die unruhige und kurze Freude beim Gewinne, der nagende und lange Kummer beim Verluste hatten mein Inneres im entnervenden Kampfe immerfort peinvoll beschäftigt erhalten. Auch in meinem Aeußern war eine sichtbare Veränderung vorgegangen. Meine Züge hatten eine ganz eigene Richtung genommen; mein Gang, sonst so sicher und fest, war schleichend, meine Stimme heißer und quickend geworden, und mein Blick hatte jene Ruhe verloren, welche für unsere Umgebung so unwiederlegbar den Frieden der Seele beurkundet.

In dieser Zeit hatte ich beinahe gar nichts geschrieben. Die Ziffern waren mir viel lieber geworden, als alle Buchstaben der alten und neuen Sprachen. Auch die Lectüre und jede Berufspflicht schien mich unwillkürlich anzueckeln. Und so hatte diese moralische Krankheit beinahe ein Jahr gedauert,

Bayerische Staatsbibliothek München

als mir der gütige Himmel ein Ereigniß zusandte, welches die Richtung meines Charakters kräftig bestimmen mußte. Dieses wohlthätige Ereigniß bestand in dem Unglücke, daß ich durch eine thörichte Spekulation, vermöge welcher ich aus Gewinnsucht eine ziemlich beträchtliche Summe den Händen eines betrügerischen Menschen anvertraut hatte, gerade die Hälfte meines kleinen geliebten Schatzes verlor. — Wer beschreibt mein Erstarren, meine Verzweiflung!

Nachdem ich mich etwas gefaßt hatte, so erfüllte zuerst der Gedanke, diesen schmerzlichen Verlust durch ein neues Wagniß schnell zu ersetzen, meine Seele. Ich wollte ein Unternehmen versuchen, wozu ich fremden Rathes bedurfte. Der Mann, von dem ich ihn zu holen wünschte, stand einst im großen Ansehen, hatte dazumal noch mit Hundert-Tausenden Geschäfte gemacht und das glänzendste Haus geführt. Er war aber auch Einer der bessern Menschen und hatte mir noch in früheren Zeiten Zuneigung und Achtung bewiesen.

Ich hätte es oft merken können, daß er mich seit einiger Zeit mit unruhigen, ja wehmüthigen Blicken verfolgte; aber die unselige Blindheit, von der ich befallen war, hatte mich jeder Beurtheilung des Lebens und der Empfindungen unfähig gemacht. Ganz erhitzt von meinen Plänen trete ich in sein Gemach — die Gattin desselben, welche sich die Augen voll Thränen, bei meinem Eintritt entfernte, und sein zerstörtes Wesen kaum noch gewahrend. Mit raschen Worten theile ich ihm mein Unglück, meinen Kummer, meine Pläne mit. Er

hört mich schweigend an, wirft einen ernsten, wehmüthigen Blick auf mich. Ich hatte geendet. Noch immer lag sein forschendes Auge auf mir. Er schien, als wolle er in den Tiefen meiner Seele lesen. Eine lange Pause entstand. War es doch, als läg' er mit sich selbst im heftigen Kampfe. Endlich erhob er sich rasch, wendete sich schnell zu mir und sprach im heftigen aber schmerzlichem Tone, voll Empfindung und tiefergreifender Wahrheit:

„Armer junger Mann! Sie sind in großer Gefahr und ahnen es nicht. Sie stehen auf dem Punkte, unterzugehen auf ihr ganzes Leben und in ein Meer von Leiden zu gerathen, das der Habsucht und dem Geize mit glotzenden Augen und einem schlangenbedeckten Haupte immerdar entgegenstarrt. Wie sehr beklage ich Sie, denn Sie haben einst meinen Kindern viel Gutes erzeigt! Und was Ihre Rettung um so schwieriger macht, — Sie kennen die Tiefe des Abgrundes nicht, dem sie unaufhaltsam entgegeneilen. — Schade um ihr Herz, schade um ihre Talente! Sie sind nahe daran, jenes mit Füßen zu treten und diese verächtlich in den Schlamm einer grundlosen Geldgier zu werfen. Sie haben, wie Sie sagten, schon die eine Hälfte des Vermögens verloren; gedenken Sie der Worte eines warnenden Freundes — Sie werden auch die andere, im blinden Eifer, sie zu mehren, verlieren! Wer wird dann elender seyn, als Sie; denn während Sie nach kleinlichen Gütern, denen nur eine kluge Verwendung Werth und Reiz geben kann, mit ängstlicher Sorgfalt gestrebt, haben sie den größten Schätzen der

Erde, die in uns selbst liegen, die uns kein Ungefähr, keine Macht der Außenwelt raubt, in schrecklicher Blindheit entsagt! O Sie werden dieser Worte gedenken, und möchte dieses nie mit fruchtloser Reue geschehen! Gehen Sie, junger Mann, entsagen Sie Ihrem Berufe, treten Sie Ihre Geistesanlagen im Kothe der Winkelkrämerei, haschen Sie fort nach einem äußeren Glücke, das Ihnen Ihr ganzes Lebensglück raubt — ich habe an ihnen gethan, was die Pflicht eines ehrlichen Mannes gebot! Aber nun gehe auch ich in meine Geschäftsstube. Mögen Sie es der Erste wissen, Ich gehe dahin, meinen Banquerott zu erklären. Vom Fluche beladen, in der öffentlichen Meinung geächtet — als der unglücklichste Gatte, als der beweinenswerthe Vater sechs unversorgter Kinder kehr' ich zurück!"

Ich gab einen unartikulirten Schrei der Ueberraschung, des Entsetzens, des Mitleidens von mir. Ihn hatte seine Festigkeit verlassen; seine Augen trübten sich zusehends, und es war, als sollte ein Strom von Thränen aus denselben hervorquellen. Er drückte mir heftig die Hand. „Ja, ich bin ruinirt!" fuhr er, weniger gereizt, im milderen Tone fort. „Die Zeitereignisse, meine Unbesonnenheit und, warum soll ich es Ihnen verbergen, meine Habgier, haben mich zum Falle gebracht. Nichts bleibt mir übrig, als Kummer und Reue; ich habe keine Hilfsmittel in mir selbst, keine Aussicht und keinen Trost. Junger Mann, denken Sie auf diese Stunde und, wenn Sie noch können, so retten

Sie sich!" Leise, aber schnell mit unaussprechlicher Wehmuth hatte er die letzten Worte gesprochen. Er verließ mich in Eile. In dem anstoßenden Gemache vernahm ich das laute Schluchzen seines unglücklichen Weibes. Ich stand, wie vom Blitze getroffen.

Als ich nach Hause zurückgekehrt und wieder zu mir selbst gekommen war — welch' eine Veränderung meines ganzen Wesens bemerkte ich! Nichts ist mehr wahr, als daß einzelne wichtige Fälle im Leben die ganze künftige Handlungsweise des Menschen bestimmen. Gleichwie ein Stich des kunstsinnigen Arztes den Staarblinden aus der lebenslänglichen Dunkelheit in das wonnereiche Licht des Tages hineinzaubert, so hatte auch mich diese schmerzhafte Erfahrung aus meiner moralischen Blindheit gerissen und aus einem entnervenden Traume gerüttelt, der meine Ruhe zu verschlingen gedroht. Ein neues Licht war in meiner Seele aufgegangen, in welcher ganz andere Schätze zum rüstigen Wettkampfe hell schimmernd sich anregten. Ich sah Menschenliebe, Wissenschaft und jegliche Art der Tugend im himmlischen Glanze strahlen und es war mir, als ob jede mir zuriefe: „Lass' ab, und ringe nach uns, Verirrter! mit unserem Besitz erwirbst du dir andere Schätze, die nicht nur auf der Erde beglücken, sondern einen ewigen Werth haben, den kein Zufall, keine Laune des Mißgeschickes raubt.

Ich begriff nun auf einmal nicht, wie ich solch' eine Wahrheit so lange verkennen konnte. Mit kalter Gleichgiltigkeit sah ich auf meinen bisherigen

Götzen herab. Doch dieß waren keine Vorsätze des schnell enteilenden Augenblickes; ich blieb ihnen treu und werde es bleiben. Stets werde ich dem Reichthume jene Vorzüge einräumen, die ihm gebühren; um seinetwillen aber nie jene edleren Schätze des Lebens verachten, die dem Menschen allein wahre Achtung und bleibenden Werth ertheilen. Auf diesem Wege bin ich, als Arzt meiner Seele, so weit gekommen, daß ich, genügsam und zufrieden mit demjenigen, was ich habe und erwerbe, vergnügter und mehr heiter bin, als es je ein Crösus gewesen. Und wenn es in Gottes Rathschlusse läge, die dem Laufe der Dinge vorgezeichnete Bahn zum Gunsten eines Einzelnen abzuändern, so würde ich nicht bitten: „Herr, gieb mir Geld und irdisches Prunkzeug!" sondern ich würde nur beten, wie ich es täglich aus der Tiefe des Herzens thue: „Ist es dein Wille, so laß' mich auf jener Stufe des häuslichen Glückes stille stehen, auf der ich jetzt stehe; schenke mir immer die Kraft und den ganz eigenen Frohsinn meines jetzigen Alters, in allem Guten aber laß' mich gedeihen, auf daß mein Gewissen seine Ruhe, mein Sinn seine Genügsamkeit und mein Herz seine Liebe behalte."

Dieß war der Erfolg meiner Speculationen. Es strebe Jeder nach dem, was er zur Ruhe seines Lebens und zur Befriedigung seiner Bedürfnisse braucht — er strebe menschlich, thätig, ehrlich darnach; der redliche Erwerb bringet dann Segen, erzeugt eine weise Verwendung, gibt wahres Glück für das Leben. Jedem aber, der das Geld gieriger

sucht, als billig, und höher schätzt, als er soll — dem wünsche ich Einsicht und einen Freund, welcher ihn zur rechten Zeit Wahrheit lehre. Nach jener Zeit meines Kampfes schrieb ich das Buch: „Der Mensch und das Geld.“ Die Lebhaftigkeit, mit der ich mich diesen Betrachtungen hingab, läßt sich nicht verkennen, und der Antheil, den diese Schrift gefunden, rechtfertigt zum Mindesten die Wahrheit meiner Behauptungen.

Und so, liebe Freunde, laß't Euch durch diese Skizze nicht nur zerstreuen, sondern auch zum eigenen Nachdenken wecken. Ferne bleib' Euch Geldgier und Habsucht, so lange Ihr lebet. — Ihr werdet dann dem echten häuslichen Glücke, dem reinen Genusse des Lebens, viel näher seyn.

Schreckliches Opfer kindlicher Liebe.

(Eine wahre Geschichte.)

Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die nicht blos den, der sie hegt, sondern auch jenen, gegen den sie sich richtet, immerwährend peinigt, und in dem ehelichen wie in den freundschaftlichen Verhältnissen der Menschen stets Zwist, Feindseligkeiten, Haß und selbst Verfolgungen erzeugt. Was soll man aber von jener kaum begreiflichen Eifersucht sagen, durch die eine Mutter verleitet wird, sogar ihre eigene Tochter um ihrer Reize willen zu beneiden und zu verfolgen? Muß man nicht eine solche Verletzung der Rechte der Natur, eine solche Entheiligung der reinsten und zärtesten Gefühle als wahrhaft unmenschlich bezeichnen, und alle jene des heiligen Mutternamens ganz unwürdige Frauen brandmarken, die in dem Maaße, wie die Reize ihrer Töchter sich entwickeln, die ihrige zu verlieren wähnen; jene entarteten, alle Natur verläugnende Koquetten, die bei ihrem unersättlichen Hang zu gefallen, ihre Kinder, die sie geboren und gesäugt haben, als ihre Nebenbuhlerinnen betrachten; mit

*) Aus dem französischen Werke von J. N. Bouilly.

einem Wort jene Rabenmütter, denen die Gegenwart ihrer Töchter bei Gesellschaften unbehaglich und lästig, ihr fünfzehnjähriges Alter eine wahre Marter, ihre kindliche Liebe sogar eine drückende Last ist!

Kaum sollte man glauben, daß es solche Mütter geben könnte; und doch bezeugt dieses die nachfolgende Geschichte allzusehr. Sie ist nicht entnommen aus dem Leben jener Volksklasse, die man oft mit vornehmen Blicke „gemein“ nennt, die aber meistens auf die innere Stimme der Natur hört und ihr Glück in jenem ihrer Kinder sucht; sie ist im Gegentheil aus jener höhern Klasse entnommen, die sich mit ihrer hohen Gesinnungen und feinen Gefühlen, mit den Vortheilen ihrer Geburt und Erziehung brüstet und bei der öfters diese mütterliche Eifersucht, diese schreckliche Geisel der Familien sich vorfindet.

An dem blumigen Ufer der Loire, dort, wo die Milde und Reinheit des Himmels das Herz und die Empfindung mild macht und reiner stimmt hatte jenes rührende und schreckliche Ereigniß Statt, das die Bewohner von Tours ungemein empörte. So jung ich damals noch war, so lebt doch der kräftige Eindruck, den diese Begebenheit auf mich und Andere gemacht hatte, in meiner Erinnerung fort. Wollte Gott, daß diese Erzählung Mütter, unwerth dieses Namens, vor gleicher Eifersucht wahre und sie vor einer Reue schütze, mit deren Schmerz ich nur einen, jenen der Hölle zu vergleichen vermag.

Die Gräfin von N., welche ich aus Achtung

für ihre Familie nicht nennen will, vereinte mit dem Vorzuge einer angesehenen Geburt auch jenen des Reichthums. Ruhmvolle Ahnen, hohes Ansehen, ein großer Kreis ausgezeichneter Freunde, ein trefflicher Gatte, Talente und Wohlleben — Alles schien sich verbunden zu haben, dieser Dame, einer der schönsten und liebenswürdigsten in der ganzen Gegend, das Erdenleben zum Paradiese zu zaubern. Dieses Glück hatte durch die Geburt einer Tochter den höchsten Gipfel erreicht, — einer Tochter, welche das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter schien, und ihrem Namen Cölestine, der Himmlischen, mit allem Grunde entsprach. Kein Kind wurde mit zärtlicherer Sorgfalt und Pflege erzogen, als dieses, aber auch keines war der Liebe ihrer Eltern so werth, als dasselbe. Mit jedem Tage entfaltete Cölestine neue himmlische Vorzüge. Der unnachahmliche Reiz ihres Blickes, die entzückende Röthe ihrer Wangen, die liebenswürdige Verschämtheit auf dieser natürliche Grazie und Wohllaut der Stimme, Natürlichkeit und sittliche Würde, schienen ihr allein anzugehören und machten auf Jedermann, der sich ihr näherte, unauslöschliche Eindrücke.

So lang sie in den Jahren der Kindheit war, konnte keine Mutter ihre Tochter mehr lieben, als sie die ihrige that. Die Gräfin zählte erst 25 Jahre und empfand kein geringes Vergnügen darüber, sich in diesem herrlichen lebendigen Bilde wieder zu finden. Cölestine wurde in alle Gesellschaften mitgenommen und wer sie immer gewahrte, rief, als hätte er ein Wunder gesehen, im überraschten Ent-

zücken aus: „Wie ist sie ihres Namens so werth!“

Alle diese Lobsprüche machten nicht die geringsten Eindrücke auf das heranwachsende Fräulein Sie konnten dies um so weniger, wie es schien, als empfände, besonders nach einiger Zeit, ihre Mutter nichts weniger als Vergnügen darüber. Und doch gab es für Cölestinen nur eine Freude: das Bewußtsein, daß ihre Mutter sie liebt; dieses war allein, was sie lebhaft zu beglücken vermochte. Mit ängstlicher Sorgfalt war ihr Blick stets auf sie geheftet, indem sie nach nichts strebte, als darnach, ihr zu gefallen, Der Mutter Gegenwart ward der zärtlichen Tochter erstes Bedürfniß; sie konnte sie nie verlassen, ohne nicht in eine Traurigkeit, welche ihren schönen Wangen Thränen entlockte, zu verfallen.

So viele Neigung auch die Gräfin für ihre Tochter, die nun in's zwölfte Jahr ging, empfand, so hörte sie doch auf, sie viel in die größere Welt zu führen. „Sie kommt nun,“ so sagte sie zu ihrem Gatten, „in die Jahre, welche für das ganze weibliche Leben die wichtigsten werden. Denn in diesen nehmen die reifenden Jungfrauen alle Eindrücke an, die ihnen entgegenkommen, und geben sich leicht jedem Vortheile hin, an denen die große Welt leidet. Ihre sittlichen Eigenschaften, ihr Geist müßen sich nun völlig entfalten; zu beiden bedarf man ein mehr zurückgezogenes, ruhiges Leben. Ernste Wissenschaften, weibliche Arbeiten und vor Allem die Pflichten der Religion müssen sie nun mehr,

als leeres Vergnügen und das Getümmel der Welt erfreuen." Cölestine fügte sich gehorsam dem Willen der Mutter. Sie gab sich ganz dem Ziele der eingeleiteten Erziehung hin, und ihr einziger Lohn, ihr seligster Anblick war es, ihrer liebsten Mutter Beweise des unbedingten Gehorsams und der Liebe zu geben.

Als sie in ihr fünfzehntes Jahr trat, hatte sie schon so viele Kenntnisse errungen, wie sie kaum Frauenzimmer von zwanzig und mehren Jahren besitzen. Sie besaß die Blüthe und Annehmlichkeit der ersten Jugend, die Gesetztheit und den Verstand des reiferen Alters. Nun erwartete Cölestestine, daß die Mutter ihren Wunsch, sie stets begleiten und immer um dieselbe seyn zu dürfen, erfüllen werde, da sie nun ohne Gefahr in die Welt treten und unter den wachsamen Augen einer guten Mutter, durch Beobachtung derselben, an ihre Ausbildung die letzte Feile legen zu können glaubte.

Aber wie sehr hatte sie sich in ihrem Hoffen getäuscht! Je mehr sie zu diesem Ziele zu kommen strebte, desto sorgfältiger schien sie die Gräfin allen Blicken zu entziehen. Cölestine bemerkte sogar, daß die Liebkosungen, mit welchen sie ihre Mutter überhäufte, derselben einen gewissen Schmerz, den sie vergebens zu verbergen suchte, verursachten. Dieser war ihren Augen, jeder ihrer Bewegungen eingeprägt. Ihre Ausdrücke wurden von Tag zu Tag kälter und ihre Miene unfreundlicher, härter. Dulden und Tragen, im Stillen zu weinen, und jene ungerechte Abneigung, die doch nur vorübergehend seyn

durfte, zu besiegen, — dieß war der Entschluß der armen Cölestine. Mehre Monate blieb sie ihm unverrückt treu; immer erwartend, daß sie jene unvergeßliche Zärtlichkeit, welche ihr die Mutter in den Jahren der Kindheit erwiesen hatte, wieder gewinnen werde.

Wäre wenigstens ihr Vater in der Nähe gewesen; so hätte sie an seinem Busen für ihren Schmerz Erleichterung gesucht. Doch dieser war seit einem Jahre nach St. Domingo gereiset, wo er reiche Besitzungen hatte, und vor eben so langer Zeit war keine Hoffnung vorhanden, ihn wieder zu sehen. Sie konnte daher den einzigen Trost in der Ausbildung ihrer Talente suchen, und brachte es auch in kurzer Zeit dahin, daß Männer und Frauen, alte und junge Leute sie für einen Engel an Güte und Schönheit erklärten. Alles kam darin überein, daß sie die erste und liebenswürdigste Blüthe der ganzen Umgegend sey.

Aber diese günstigen Erfolge, dieses einstimmige Lob hatten für die Arme nichts, als neue Entbehrungen und Qualen zur Folge. In ihr Zimmer verwiesen, sah sie fast nie ihre Mutter; und sammelte sich Abends ein Cirkel von gewählter Gesellschaft, so verwies sie sogleich ein befehlender finsterer Blick aus derselben. Noch errieth die Unglückliche die Ursache jenes sonderbaren und widernatürlichen Benehmens nicht. Sie schrieb es einer übertriebenen mütterlichen Besorgniß für ihre Gesundheit, einer allzu ängstlichen Vorsicht, mit der jene über sie wache, und andern entschuldigenden Beweggründen zu. Gut

und vertrauensvoll machte Cölestine neue Versuche, die verlorne Liebe zu gewinnen, und unterwarf sich willig der Sclaverei, deren Härte mit jedem Tage zu wachsen schien.

Cölestine erreichte ihr siebenzehntes Jahr. Sie konnte sich nirgends zeigen, ohne Verwunderung, die bis zum Enthusiasmus wuchs, zu erregen. Bald ward es ihr nur mehr vergönnt, vor der Stadt, wohin sie die Mutter im geschlossenen Wagen führte, freie Luft und Bewegung zu geniesen. Aber so viele Sorgfalt die Gräfin auch anwendete, vor Aller Augen ihre Tochter zu verbergen, so gelang ihr dieß doch nicht immer, und je seltener man sie sah, desto stärker war jedesmal der überraschende Eindruck, den ihr Erscheinen hinterließ. — Als sie einst über den Hof des Schlosses ging, rief Einer der beschäftigten Menschen aus: „O welch ein himmlisches Fräulein!“ Die Gräfin, welche diese Aeußerung vernommen hatte, ließ ihn auf der Stelle verabschieden und ihm die Weisung ertheilen, sich nie mehr vor ihren Augen sehen zu lassen. — Einst scherzte der alte und treue Kammerdiener mit dem Kammermädchen der Gräfin im Vorzimmer, ohne zu wissen, daß die Gebieterin mit ihrer Tochter im anstossenden Cabinete sey, von dem man jedes Wort, das gesprochen wurde, vernehmen konnte. „Man hat wohl recht,“ sprach der Eine, „unser Fräulein die schönste Blüthe in der Stadt zu nennen.“ — „Und was ihren Reiz so sehr erhöht,“ sprach das Kammermädchen, mag wohl ihre Bescheidenheit seyn; denn sie scheint es kaum zu wissen, wie schön sie

ist.“ — „Ihre Mama,“ setzte der Alte mit einem boshaften Tone hinzu, „bemüht sich wohl besonders, sie in dieser Unwissenheit zu lassen aber was nützt ihr das Alles? deßhalb wird ihr Fräulein nicht häßlicher, und die Jahre vergeben hinsichtlich ihrer um desto weniger von ihrem Rechte.“ — „Die Frau Gräfin,“ versetzte die Andere, „ist noch ziemlich schön; aber ich wollte wetten, daß sie niemals in ihrem Leben jene liebenswürdige Grazie, jene edle Regelmäßigkeit der Züge und vor Allem das treffliche Herz ihrer Tochter hatte.“

Cölestine stand neben ihrer Mutter; sie sah selbe bei diesen Worten leichenblaß werden. Das Erste was sie thun konnte, war, sie mit kindlichem Herzen zu umarmen! „Lasse mich!“ rief sie „lasse mich!“ und stieß sie mit einer convulsivischen Bewegung zurück, indem sie einen durchdringenden Blick des Zornes auf sie warf. — Drei Tage darauf wurde der alte Diener sammt dem Kammermädchen aus dem Dienste gejagt, ohne daß, außer Mutter und Tochter, Jemand um den wahren Beweggrund dieser grausamen Handlung gewußt hätte.

Cölestine errieth ihn ohne Mühe. „So ist es mir denn unmöglich, daran zu zweifeln, daß meine Mutter gegen mich eifersüchtig ist!“ Diese Züge, die nur das Abbild der ihrigen sind, mißfallen ihr; diese Frische der Jugend, deren Glanz sie kaum verlor, betrübt sie, und mein Blick, der auf ihr ruht, vermehrt ihre Leiden!“ So rief sie mit zitternder Stimme aus, und Fieberkälte durchschau-

erte ihren Körper. „Ach, Gott! ist es denn möglich, daß Eifersucht Mutter und Tochter trenne?“ Sie fiel erschöpft auf ihr Lager und das Bewußtseyn verließ sie.

Von nun an überzeugte sie eine genaue Beobachtung täglich mehr von dem Grunde ihrer Furcht und ihrer Verzweiflung; denn täglich wuchs die Erbitterung der Mutter und zahllose Entbehrungen waren die Folge für die liebende Tochter. Endlich ward es die Gräfin müde, so nach Mitteln und Ausflüchten, ihre Tochter dem geselligen Leben in der Stadt zu entziehen, haschen zu müssen. Sie benützte den Umstand, daß sich Cölestinen's Wange zusehends bleichte, wie es die Folge des verschlossenen Grames war, dieses Ereigniß für ein drohendes Brustübel auszugeben, das der äußersten Vorsicht bedurfte. Und somit kündigte sie an, daß sie Cölestinen auf ein Gut, welches sie drei Meilen von der Stadt in einer angenehmen und gesunden Gegend besaß, zu führen gezwungen sey, damit sie dort ihre Gesundheit herstelle und dem Fortschreiten des Uebels Einhalt gethan werde.

Die Ergebung, mit welcher Cölestine diesen Entschluß anhörte, übertraf ihre Erwartung. Die zärtliche Liebe, welche sie für ihre Mutter fühlte war Grund genug für sie, Alles zu opfern, ihr Freude und ihr Glück, ihre Gesundheit und ihr Leben. Reichlicher Ersatz schien es ihr, einen freundlichen Blick von der zu gewinnen welche ihr Höchstes war, und die süße Hoffnung zu nähren, jene mütterliche Neigung, die eine unglückselige Leiden=

schaft ihr für eine Zeit lang entrissen hatte, wieder zu gewinnen. Und eben diese Eifersucht, welche sie nun mit so großem Schrecken erkannte, schien ihr bald nichts anderes zu seyn, als eine zu weit getriebene Vorsicht für ihr jugendliches Gemüth, daß nichts den Frieden desselben störe und nichts die selige Ruhe raube, welche der Himmel der glücklichen Jugend ist. Sie bestärkte sich fortwährend in dieser süßen Täuschung und fand in derselben ungemeinen Trost. „Ja," sagte dieser Engel, „ich muß jede Gelegenheit, meiner Mutter unangenehme Gefühle zu erwecken, mit Sorgfalt vermeiden. Ich will mich der Gesellschaft entziehen, und wenn man mich nöthigt, mich zu zeigen, so will ich meinen Anzug, meine Haltung vernachläßigen. Es ist ja so leicht, die Reize, welche die Natur gab, zu zerstören. Man behauptet, daß meine Augen lebhaft und ausdrucksvoll sind; nun wohl, ich will sie durch nächtliches Wachen, durch Lectüre und Studien so anstrengen, daß ihr Feuer erlöschen soll. Meine Stimme soll wohlklingend seyn und zum Herzen dringen — ich will schweigen, und nur einsylbig die Fragen, welche man mir stellt, beantworten. Wie glücklich werde ich seyn, wenn ein Opfer dieser Art mir die verlorne Mutter gewinnt und der Kinder höchstes Gut, ihre Liebe, erringt!"

Allein es war hinreichend, das liebenswürdige Geschöpf nur zu sehen, um von ihren mächtigen Reizen, welche nun die höchste Stufe erreicht hatten, von der Anmuth ihrer lieblichen Züge, von der

Würde und Hoheit in ihrem ganzen Wesen hingerissen zu werden. Dieß Alles bemerkte die Gräfin, des Mutternamens unwerth, viel eher als Cölestine. Sie ward dadurch im Innersten aufgeregt, und jene kam in ihrem Jammer so weit, daß sie es nimmer mehr wagte, vor ihr die schüchternen Augen aufzuschlagen, auf daß der Ausdruck ihrer Liebe und Sehnsucht der Mutter nicht neue Schmerzen bereite.

„Was soll ich anfangen," rief sie händeringend, als sie sich allein befand, „um diese unglückselige Abneigung zu vermindern! Wenn ich's vermöchte, diese Gesichtszüge, die mir um des Unheils willen, das sie verursachen, verhaßt sind, zu entstellen? Ich hatte dieß von der Anstrengung, der ich mich freiwillig unterzog, erwartet! aber scheint es doch, daß die Natur jene Gabe, um die ich sie nicht gebeten, mit dem Glücke meiner Lebenstage bezahlt sehen will!" Der Schmerz schien ihr das Herz zu brechen; sie griff nach der Harfe, die ihrem Seelenschmerze schon oft Linderung verschaffte, und sang folgende Verse, die sie bei einer ähnlichen Gelegenheit selbst gedichtet hatte, und die kein Verdienst besitzen, als dieses, daß sie aus ihrem Herzen geflossen. Sie sang mit unnachahmlichem Ausdruck:

Auf mehr wohl, als auf Millionen Wegen
Jagt dir die Menschenschaar, o Glück des Lebens,
Mit raschem Drang und heißer Gier entgegen,
Und meistens, ach, ist all' ihr Müh'n vergebens!
So jage, Thor, mit nimmersattem Triebe —
Ein Glück nur kenn' ich, Mutter, deine Liebe!

Der fromme Sinn ist auch dem Thiere eigen,
Das Thier liebt die, der es sein Dasein danket.
Blick' hin, der junge Specht auf jenen Zweigen,
Wie er zu ihr vom Ast zum Aste wanket,
Wie ihm vor Lust die nackten Flügel beben —
Sie ist ihm mehr, das zeigt er, als sein Leben!

Sei glücklich, Thierchen! bist mit ihr vereinet,
Mit ihr, die dir das Liebste ist auf Erden.
Ich bin's allein, die hier verlassen weinet,
Ich kann, ob ich's auch will, nicht glücklich werden!
Dir ähnlich seyn, dieß nennst du ein Vergehen?
O Mutter, kannst du mich verstoßen sehen!

Verhaßter Reiz, entflieh' von meinen Wangen!
Du raubest mir das Höchste aller Güter;
Mich quält nach dir kein sündiges Verlangen,
Gib, was du nahmst, die Beste aller Mütter!
Entschwinde schnell, ich flehe dich, entschwinde,
Auf daß ich sie, mein Glück, mein Alles, finde.

Kaum hatte sie geendet, als sich die Thür ihres Zimmers öffnete. Die Gräfin, welche Alles mit angehört hatte, stürzte bleich und zitternd auf sie hin. Sie fing sie in ihren Armen auf und rief ihr mit einem Tone zu, in welchem Scham und hohe Zärtlichkeit um den Vorrang stritten: „Cölestine, du fürchtest deine Mutter zu verlieren! ist sie nicht bei dir, geliebte Tochter? drückt sie dich nicht an ihr Herz?" — Cölestine wollte antworten, aber die Ueberraschung, die Freude, das Herz ihrer Mutter an dem ihrigen schlagen zu fühlen, ein Glück, das sie schon so lange entbehrt hatte, und endlich ihr zarter Sinn, mit dem sie in den Gesichtszügen die

bittersten Vorwürfe, welche jene sich selbst machte, las — ließ ihr das Wort auf der Zunge ersterben; sie brachte nichts vor, als Thränen der Freude. Halb bewußtlos stürzte sie von Neuem in die Arme der Mutter. Schien es doch, als hätte sie sich Vorwürfe zu machen, und die hohe Freude, die Beide genossen, war mit dem wonnevollen Schmerze, den reinere Seelen beim Vergeben, beim Wiedervereinigen lang entfernter Gemüther so süß zu empfinden gewohnt sind, vermischt. Sie drückte wohl tausend glühende Küsse der geliebtesten Mutter auf, und diese erwiederte sie, gleichfalls Thränen vergießend, indem sie ihr beruhigend zurief: „Ja, Cölestine, ja! du hast deine Mutter wieder gefunden!"

Und dieses Versprechen schien in der That gehalten zu werden. Die Gräfin erlaubte von nun an ihrer Tochter, in ihrer Begleitung Gesellschaften zu besuchen; sie that noch mehr: sie ließ ihr sogar öfters die Pflicht über, die Gäste im eigenen Hause zu empfangen. Nun schien es sogar, als wäre sie weniger empfindlich, wenn Cölestine allgemeine Bewunderung erregte. Mit welchem Entzücken erfüllte dieses die Gute und welch' einen Schrecken machte ihr jedes schmeichelhafte Wort, das man an sie verwies! In dem Antlitze ihrer Mutter suchte sie mit unbeschreiblicher Sorge und Angst die Wirkung, zu lesen. Und als sie dasselbe nun ruhiger fand, und entfernt von jenem leidenden und bitteren Wesen, das ihm sonst bei ähnlichen Gelegenheiten in so sonderbarer Mischung aufgeprägt wurde — ach, da überließ sie sich ganz ihrem Glücke und jenem Froh-

sinne, welcher der Jugend so eigen ist und himmlische Reize über dieselbe verbreitet!

Doch leider überzeugte sich die unglückliche Cölestine bald zu ihrem Schrecken, daß ihre Mutter im Momente der höchsten Rührung viel mehr versprochen hatte, als sie zu erfüllen im Stande war. Die Gräfin hatte einen Bruder, welcher Major eines Infanterie = Regimentes war. Dieses in vielem Ansehen stehende Regiment lag in der Stadt als Garnison. Die Offiziere desselben veranstalteten einen festlichen Ball, zu welchem die Gräfin sammt ihrer Tochter geladen wurde; Cölestine wurde zur Königin des Festes erwählt und bestimmt, an der Hand ihres Onkels den Ball zu eröffnen.

Es war der eifersüchtigen Mutter nicht möglich, ihrer Tochter diese Ehrenbezeigung zu entziehen. Sie verbarg ihrem Bruder den Verdruß, welchen sie darüber empfand, daß man sie hierbei gleichsam übergangen habe, und widersetzte sich nicht, Cölestinen so gekleidet zu sehen, wie es ihr Stand, die Gelegenheit und die Ehre, welche man ihr erwies, erforderte. Sie erschien daher bei diesem Feste mit dem Glanze aller ihrer Reize, der sie so sichtbar überstrahlte. So war sie das Ziel aller Blicke und der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Sie schwebte in den Reihen, wie ein Engel, und was noch mehr ihren Liebreiz vermehrte, dieß war die Bescheidenheit, mit der sie jedes verdiente Lob ablehnte und die Sorgfalt, mit der sie jeder Auszeichnung auswich.

Unter der Menge von Tänzern stellt sich ihr auch der Graf von D** vor, einer der schönsten Offiziere des Regiments, den sie schon aus dem Hause ihrer Mutter kannte, in welchem er häufig erschien. Er bittet sie, mit ihm den zweiten Tanz zu eröffnen. Sie geräth in Verlegenheit, bemüht sich, diese Ehre abzulehnen, wird aber durch die Vorbitte ihres Onkels hierzu genöthigt, nachdem sie auch noch die Erlaubniß ihrer Mutter, welche sie keinen Augenblick aus den Augen verlor, erhalten hatte. Jede ihrer Bewegungen, ihrer Grazie, ihr Anstand — Alles vereinigte sich, die Zuseher in Enthusiasmus zu versetzen. Sie war in aller Munde. „Das ist Terpsichore unter der Gestalt der Göttin der Liebe," rief Einer. „Atalante war nicht lieblicher," sagte ein Anderer. „Man sollte meinen," versetzte ein Dritter, „sie sey es, die Virgil malen wollte, als er sang: Sie würde über Blumenbeete schweben, ohne eine einzige Blüthe mit ihrem Fuß niederzudrücken." — Alle diese Schmeicheleien schienen die Gräfin wenig aus ihrer Fassung zu bringen. Nicht die geringste Wolke war auf ihrem Gesichte zu sehen, uud man mochte glauben, daß sie sich glücklich schätze, mit an dem Triumphe Cölestinens Antheil nehmen zu können.

Kaum war der Tanz beendigt, so eilte Cölestine zu ihrer Mutter. Nun erhob sich über Beide das Gespräch der Anwesenden. Dieser pries die Gräfin glücklich, Mutter einer solchen Tochter zu seyn; Jener behauptete, nun müsse erstere freilich jedem Anspruche, selbst zu gefallen, entsagen. „Die

Gräfin ist eine der schönsten Frauen in der Stadt, setzte Jemand ernsthaft hinzu, „aber sie thut sehr Unrecht, sich an die Seite ihrer Tochter zu setzen. Frühling und Sommer sind sich freilich sehr nahe, aber das Blatt des Einen grünt noch, während jenes des Andern erbleichet.“ — „Wer möchte wohl,“ rief der Graf D**, welcher, trunken vor Freude, vergaß, wem er so nahe war, wer möchte die Gräfin mit ihrer Tochter vergleichen? ist wohl Jemanden eingefallen, die Spät-Aster der duftenden Rose des Mai entgegenzusetzen?“

Welche schreckliche Gemüthsbewegung erregte dies bei der Gräfin, die fast Alles mit angehört hatte? und von wem mußte sie diese letzten Worte hören! Sie war ausser sich. Auch Cölestine hatte sie mit Schrecken vernommen. Sie suchte in ihrer Mutter durch Beweise der innigsten Liebe die Erinnerung an dieselben zu erlöschen; aber sie waren bis in das Innerste ihrer Seele gedrungen; ihre Lippen zitterten; ihre Augen starrten bewußtlos umher; auf jedem Zug ihres Gesichtes, war der innere Kampf zu lesen. Cölestine sah sie erbleichen. Sie benützte den Vorwand eines jähen Uebelbefindens, und Beide schieden aus dem lärmenden Kreise, gekränkt und bedauert.

Alle Versuche Cölestinen's, die Unglückliche zu zerstreuen waren vergebens. Umsonst sang sie ihr Lied, umsonst betheuerte sie ihr die kindlichste Liebe, umsonst umschlang sie die Brust derjenigen, die sie so innig liebte. Die Gräfin schien mehr als je von ihrer Leidenschaft befallen worden zu seyn, und

führte ihre Tochter bald weit von der Stadt fort auf das entfernteste ihrer Güter, in die Gegend von Poitou. Hier übergab sie selbe der Pflege einer Untergebenen, eilte schnell zurück in die Stadt und überließ die trostlose und gebeugte Cölestine ihrem Schicksal, einer Verwiesenen gleich.

Mit bittern Thränen in den blauen, seelenvollen Augen rief Cölestine aus: „Ihr verwünschten Züge, die man so schön preis't! ihr raubt mir auf allen Wegen das Glück meines Lebens. Kein Mittel würde ich scheuen, euch für ewig zu verunstalten; denn hierdurch gewönne ich das Höchste für eine dankbare Tochter, die Liebe meiner Mutter, deren Herz so gut ist, und welche mir nur eine Leidenschaft entfremdet, die weit ausser ihrer Gewalt liegt. Vielleicht wäre es möglich, jene unglückselige Hülle umzuwandeln, indem ich an Unglückliche Hilfe und Segen spende!“

Dieser Gedanke bemächtigte sich ihrer. Sie erkundigte sich mit Hast um die gefährlichsten Kranken an jenem Orte, an welchem sie weilte, und in denjenigen, die ihn umgaben. Hörte sie nun, daß irgendwo das ansteckende Blatterngift wüthete, so ließ sie sich hinführen, unter dem Vorwande, selbst Hilfe zu bringen und Wohlthaten zu spenden. Kein Widerstand war groß genug, sie davon abzuhalten. Sie berührte die Leidenden, welche oft im heftigsten Fieberschweiße lagen, mit eigener Hand, in der Hoffnung, ihr Uebel zu erben, und so jene Mauer zu zerstören, welche eine fluchwürdige Leidenschaft zwischen ihrer kindlichen Liebe und das Mutterherz

aufgeführt hatte. Aber sey es, daß die allwaltende Vorsicht sie, um des Werkes der Liebe willen, das sie verübte, beschützt und vor Ansteckung bewahrt hatte; sey es, daß der günstige Erfolg, mit welchem ihr in früher Kindheit das Blatterngift eingeimpft worden, jeden Nachtheil entfernt hielt; — Cölestine verließ auch diese Stätten ohne Gefahr, und schien verurtheilt zu seyn, in jenen Reizen, die ihr so vielen Kummer bereitet, forthin zu prangen.

Allein diese grausamen Versuche, welche ungeachtet der guten Absicht, in der sie unternommen wurden, nicht zu rechtfertigen sind, mißlangen noch immer. — Die Gräfin, welche das veraltete Gebäude, in dem ihre Tochter gefangen gehalten wurde, herstellen wollte, hatte befohlen, daß verschiedene Gemälde, welche in dem Zimmer herumhingen, ausgebessert würden. Zwei Maler und mehre Lehrlinge waren damit beschäftigt, ihrer Weisung Genüge zu leisten. Einer aus ihnen, ein junger Mensch von frischem und hübschen Ansehen, dem es an Uebung und Vorsicht fehlte, öffnete unbesonnener Weise eine Flasche voll Scheidewasser, wovon ihm einige Tropfen in's Gesicht spritzten. Er schrie laut auf und verlangte wehklagend nach Oel, um das Uebel, das er sich zugezogen, nach Kräften zu heben. Cölestine, immer bereit, Leidenden Hilfe zu bringen, stürzte auf sein Geschrei herbei, und sah erstaunt die Verwüstung, welche ein Wasser, das so rein und unschädlich schien, auf dem Antlitze des Lehrlings hervorgebracht hatte. „Dieß ist ein fressendes Gift," versetzte Einer der Maler, „welches allein das

reine Gold verschont. Seine Wirkung auf die Haut ist so fürchterlich, daß es, wenn man nicht schnell mit Oel zu Hilfe kommt, Narben, jenen der schrecklichsten Pockenkrankheit gleich, zurücklassen würde."

Cölestine fühlte bei diesen Worten eine lebhafte Gemüthsbewegung. Diese Entdeckung ging ihr nicht aus dem Kopfe. Sie merkte mit Sorgfalt Gestalt und Farbe jener Flasche, in welcher diese fürchterliche Flüssigkeit verborgen lag.

Sobald die Arbeiter Feierabend gemacht hatten, nahm sie von jenem Scheidewasser mehr, als zu ihrem Verderben hinreichend war, und trug es, in einem Riechfläschchen verborgen, auf ihr Zimmer. So lange die Maler mit ihrer Arbeit beschäftigt waren, unterließ sie es, um jedem Verdacht auszuweichen, hiervon Gebrauch zu machen. Als aber diese ihr Werk vollendet und sich aus dem Schlosse entfernt hatten, wagte sie Abends, nachdem sich Alles zur Ruhe begeben hatte, den schrecklichen Versuch. Sie öffnete das Fläschchen Scheidewasser, schloß die schönen Augen, welche sie retten wollte, und wusch sich das Gesicht mit diesem schrecklichsten aller ätzenden Gifte. Sie verbarg mit Sorgfalt das Behältniß derselben und ertrug den brennenden Schmerz, den es verursachte, mit Kraft und Geduld. Kein Klageruf, kein stöhnender Seufzer, nicht ein einziger Schmerzenslaut entfloh ihren Lippen. Der Gedanke, daß sie nun eine Mutter gewonnen habe, erfüllte ihre Seele mit Muth und übermenschlicher Stärke.

So ließ sie die ganze Nacht hindurch dem Gifte

ganz freien Spielraum zur gräßlichen Wirkung. Als ihre alte Aufseherin am frühen Morgen in's Gemach trat, entsetzte sich dieselbe über das entstellte Gesicht des Fräuleins, uud schrie nach dem Arzte des Dorfes, welcher ein Mann von beschränkten Einsichten war. Dieser sah die Krankheit für ein Pockenübel der schlimmsten Gattung an. Durch Arzneien, welche er ihr, um die Ausdünstung des Körpers zu erleichtern, reichen ließ, beförderte er vielmehr das Fortschreiten des Uebels, anstatt es zu hemmen. Die Aufseherin, welche in Verzweiflung war, sandte sogleich einen reitenden Boten nach der Gräfin mit der Nachricht von der plötzlichen Krankheit des Fräuleins in die Stadt ab.

Die Gräfin, voll Unruhe und gequält von Gewissensbissen, ihre Tochter so fern von sich gehalten zu haben, vielleicht selbst Schuld an ihrer Krankheit, welche sie für eine Folge ihrer Melancholie hielt, zu sein, nahm Postpferde und eilte in Begleitung des berühmtesten Arztes der Stadt, zu ihrer Tochter. — Es war Nacht, als sie ankamen. Ungeachtet des schwachen Lichtes, welches eine düstere Lampe im Schlafgemache Cölestinen's verbreitete, konnte sich doch die schreckliche Veränderung, die mit der Unglücklichen vorgegangen war, leicht wahrnehmen lassen. Die Gräfin vermochte sich nicht zu enthalten, in einen Schrei des Entsetzens auszubrechen. Cölestine aber faßte ihre Hand, drückte sie zärtlich und rief ihr die kindlichen Worte mit dem süßesten Ausdrucke zu: „„Mutter! o meine theuere Mutter — ich habe Sie wieder!““

Der Arzt bemerkte im ersten Augenblick, daß dieses Uebel keine Pockenkrankheit sei; erklärt aber auch, daß ihm bei der langen Ausübung seiner Kunst noch keine Hautkrankheit mit diesen Symptomen vorgekommen wäre. Er findet Cölestine im heftigen Fieber, welches eine Folge der fürchterlichen Schmerzen war, die sie durch sechs und zwanzig Stunden ertragen hatte, und verordnet ihr einstweilen lindernde Mittel.

Am früheſten Morgen begab sich der Arzt allein zu der Kranken. Er sprach zu ihr als Mann von Verstand und als Freund. Er stellte die genauesten Nachforschungen nach ihrem Uebel an, bemerkte gar bald, daß die angerichtete Zerstörung sich nicht weiter als auf das Gesicht und die rechte Hand erstreckte, während alle anderen Theile des Körpers ganz ohne den geringsten Schaden waren. Cölestine, welche ihm gern die Wahrheit verborgen hätte, war zu rein und zu wenig erfahren im Reiche der Lügen, um seinem durchdringenden Blicke den wahren Hergang der Sache verbergen zu können. Sie gesteht ihm dann widerwillig das entsetzliche Geheimniß, und starrer Schrecken war das erste Gefühl, welches sich seiner bemächtigte.

Der Kunst gelang es, den weitern Verheerungen Einhalt zu thun. Das Fieber wich, aber, gerechter Gott, welche Folgen hinterließ jener schreckliche Versuch! Große und tiefe Narben entstellten das sonst so liebliche Antlitz; Todtenblässe nahm die Stelle der Lilien und Rosen auf den Wangen ein, die herrlichen schwarzen Augenbraunen fielen aus; der Reiz

des ganzen Gesichtes schwand für immer dahin; und noch schrecklichere Folgen fanden sich ein: Cölestine hatte entweder bei ihrem unverantwortlichen Versuche die Augen nicht wohl verschlossen, oder das fürchterliche Gift war tief durch die Haut in dieselben gedrungen. Nach wenigen Tagen war es entschieden, daß sie nie mehr schauen würde das freundliche Licht des Tages, nie mehr sehen den blühenden Mai mit seinen Wundern; Die nicht mehr sehen, die ihr lieb waren auf dieser Erde und Alles, was die Nacht unsers Lebens erheitert! — Cölestine war blind für ewig, und an nichts mehr erkannte man das liebliche Wesen, als an seiner Stimme, die ihm, der einzige von allen Reizen, geblieben.

Die Gräfin war vor Verzweiflung über die Blindheit ihrer Tochter außer sich. Sie überhäufte in ihrem Schmerze den Arzt mit den bittersten Vorwürfen, indem sie auf ihn die Schuld dieses schrecklichen Unglückes schob. Dieser aber, erfüllt von Verachtung und Entrüstung, rief ihr, für immer ihr Haus verlassend, zu: „Nicht mein ist die Schuld dieser schrecklichen Wirkung. Ihrer ist sie, Frau Gräfin, und, was Sie hier sehen, an Ihrer unglücklichen Tochter — ein Werk Ihrer lächerlichen, fluchwürdigen Eitelkeit ist es. Thörichtes Weib! so mögen Sie es denn wissen — Sie sind es allein, die Ihrer Tochter mehr als das Leben, den freudigen Anblick desselben, genommen. Dieses schreckliche Bewußtsein mög' Ihre Strafe, dieser Gedanke mehr Qual, als jene der Hölle seyn. Möge dann jede Mutter ein warnendes Beispiel an Ihnen erblicken

und Ihr Angedenken mit gerechtem Zorne verwünschen!“

Bald wußte die Gräfin Alles. Wer beschreibt ihre Gefühle! Die Zeugen dieser schauderhaften Scene standen bleich und zitternd vor Schrecken. Der Gräfin brachen die Kniee, sie sank wie leblos zu Boden. Da riß die blinde Cölestine die Thür des Gemaches auf, suchte mit ausgebreiteten Armen in ihrer ewigen Finsterniß die Mutter, welche ihr Stöhnen verrieth. Sie stürzte auf sie hin, mit engelsüßer Milde, umfaßte sie freundlich und innigst. Aus ihren hohlen Augen liefen Zähren über die narbigen Wangen und von ihren Lippen quollen sanfte Worte des Trostes, der Liebe, des Segens.

Bald kehrte Cölestinens Vater zurück. Der Schrecken im Hause war allgemein. Man starrte ihn an, man schweigt auf seine Fragen, und weinend kommt ihm jeder treue Diener entgegen. Im Kurzen erfährt er diesen entsetzlichen Vorfall. Die Gräfin, zerknirscht und überdrüßig des Lebens, gibt sich selbst als die Schuldige an. Ergrimmt stößt er seine Frau zurück, schwört einen heiligen Eid, nie mehr unter einem Dache zuwohnen mit ihr, und verläßt in derselben Stunde für immer dieß unglückselige Haus.

Als die schrecklich bestrafte Mutter ihr Bewußtseyn wieder erhält und mit einem Schrei des Entsetzens das Jammerthal des Lebens, dem sie schon entrissen zu seyn glaubte, wieder begrüßte, so gewahrt sie wie einen tröstenden Engel, Cölestinen an ihrer Seite. Sie fuhr mit ihren beiden Händen

auf ihr Antlitz hin und verdeckte dasselbe. Erfüllt mit dem nagenden Wurm der schrecklichsten Reue, sank sie auf ihre Kniee und schwor: „ihr ganzes Leben und jeden Zug ihres Athems zu weihen der Pflege jener heiligen Blinden!“

Cölestine umarmte sie von einem seligen Entzücken durchströmt. — „O meine Mutter!“ rief sie, „wenig habe ich verloren, gegen das, was ich gewonnen. Vergånglich sind die Reize gewesen, die ich geopfert; aber ewig, o Mutter! wird deine Liebe seyn. Und werd' ich je einen Augenblick Reue empfinden um das Licht meiner Augen, so wird es nur darum seyn, daß ich dich, o Mutter! nicht schauen kann.“

So wurde die abscheuliche Eifersucht einer Mutter durch die überspannte Zårtlichkeit ihrer Tochter schrecklich bestraft, und verdiente diese für ihre kindliche Liebe und Ergebung den Himmel, so gebührte jener um so mehr die Hölle, die ihr schon in diesem Leben geworden. Obgleich nun die Handlung der Cölestine aus dem Standpunkt der Vernunft und Moral sich nicht billigen låßt, so müßen wir aber doch zu ihrer Entschuldigung bemerken, daß sie die schrecklichen Folgen jenes fürchterlichen Mittels, durch das sie ihre Schönheit zerstören wollte, sicher in seinem ganzen Umfang nicht kannte, und daß der Herr der Welt, ohne dessen Willen hienieden nichts geschieht, diese entsetzliche Verunstaltung und Beraubung der Augen bei ihr zuließ, um durch jene ihre unnatürliche Mutter schon in diesem Leben auf das årgste zu

strafen, die Tochter aber um ihrer kindlichen Liebe willen desto mehr in jenem Reiche zu belohnen, wo statt eines vergänglichen irdischen Lichtes ein unvergängliches, und himmlisches ewig leuchtet und beglückt. — Wenn wir übrigens ähnliche Mütter auch schon in Deutschland gekannt haben, so müssen wir aber gestehen, daß die kindliche Liebe ihrer Töchter zwar nicht in Gefahr war, in ähnliche Schwärmerei auszuarten, daß sie aber leider zu jener Lauheit und Kälte herabsank, wodurch in ihren Herzen das heiligste Gefühl zuletzt gänzlich erlosch.

Der glücklich gewählte Beruf.*)

Eben wollte ich an einem Abende des verflossenen Sommers um sieben Uhr die Feder ausschnippen und vom Arbeitstisch aufstehen — die herrliche duftende Natur lockte mich unwiderstehlich in's Freie — da klopft' es an meine Thür. Herein trat ein Mann, der ohne weitern Gruß an der Thür stehen blieb, und schweigend mit langem, sonderbaren Blicke nach mir hinschaute. Der Mann, ungefähr im Anfange der Vierzig, hatte das blonde Haar schlicht um den Kopf verschnitten. Ein Rock vom feinsten Tuch, darunter eine weiße seidene Weste, schwarze Beinkleider — diese ganze, höchst einfache, doch eben so nette Bekleidung gab seinem Aeußeren eine gewisse gediegene Solidität, die mich in ihm ein Mitglied des glücklichen, wohlhabenden Mittelstandes würde haben vermuthen lassen, wenn nicht seine Haltung schon seine Art sich zu zeigen, obgleich er noch kein Wort gesprochen, die feinere Bildung, das Zuhauseseyn in den ersten Classen und eine funkensprühende Busennadel aus einem einzigen Diamanten einen höhern Stand verrathen hätten. Eben wollte ich mit

*) Nach einer fremden Quelle.

einem höflichen, bereits angefangenen: „Wen hab' ich das Vergnügen?“ — mir in's Klare helfen, als der Fremde sein Schweigen brach — und, lächelnd einen Schritt näher auf mich zutretend, mir in die Rede fiel: „Nicht in Rußland, sondern in Deutschland fließt die Elbe.“ — Ueberrascht wußte ich nicht, ob ich recht gehört habe, und schwieg, etwas verdutzt. „Und der siebenjährige Krieg,“ fuhr der Fremde fort, hat nicht dreißig Jahre, sondern sieben gedauert.“ — „„Wer zweifelt daran?““ ermannte ich mich staunend, „„mein Herr?““ — „Auch der Krebs,“ unterbrach er mich, „ist kein Säugethier, sondern ein Insect.

Mir wurde unheimlich; schon hatte ich die Frage auf meiner Zunge, welchem Irrenhause man zu entspringen beliebte, als die Erscheinung mir noch näher trat, meine Hände mit einem feurigen Druck faßte und die Worte sagte: „Sie haben mich dem Leben, meinem Glücke gegeben!“—„„Ich?““ stammelte ich erschrocken, „„ich kenne Sie nicht, mein Herr!““

„Daß ich der Welt nütze, daß ich geehrt nach Außen, glücklich nach Innen lebe — Ihr Verdienst ist es, Ihnen verdank' ich Alles.“

„„Und was hat es damit,““ fiel ich zaghaft ein, und rieb mir die Stirne, „„die Elbe, die nicht in Rußland fließt; der siebenjährige Krieg, der nicht dreißig Jahre gedauert; der Krebs, der kein säugendes Thier ist, zu schaffen? — Ach, mein Herr, verzeihen Sie““ — —

Der Fremde ließ mich nicht ausreden. „Haben

denn, lächelte er, „die fünf und zwanzig Jahre meine Züge so unkenntlich gemacht? die Ihrigen stehen unverändert vor mir, wie sie immer in meinem Herzen gestanden, und auch ein gewisser Reim auf Elias Krumm“ —

„„„Elias Krumm!““ platzte ich schnell heraus, „„er ist dumm?““

„Derselbe!“ antwortete mir der Fremde. — Und nun geschah mir eben das, was dem Propheten Muhamed geschehen, der, als sein Wasserkrug umfiel, vom Engel des Herrn in alle Himmel geführt wurde, alles sah, und dennoch, bei seiner Rückkehr auf die Erde, noch eben zurecht kam, den fallenden Krug vom völligen Umstürzen abzuhalten. In weniger als einer Secunde war ich fünf und zwanzig Jahre zurück in meiner Vergangenheit, und Erinnerungen standen vor mir, die zu erzählen etwas mehr Zeit erfordern werden. Forschend blickte ich auf den Fremden. Ja, er war Elias Krumm, — nicht der siebzehnjährige arme, verspottete Schüler — ein Achtung gebietender Mann, aber immer doch der Elias Krumm.

Ich habe nämlich die Gewohnheit, recht fleißig an meine früheste Jugend zu denken, durch deren Dornen mir Fleiß und — Wohlthaten edler Menschen halfen. Darum gab ich armen Schülern von jeher eine kleine Unterstützung, dem Einen etwa wochentlich einen Platz an meiner Mittagstafel, dem Andern eine Hilfe monatlich an Geld. Unter den letzten Beneficiaten war auch Elias Krumm, der Sohn eines Unterförsters im Bruchwald, drei Mei-

len von hier, der mich stets um ein Billiges mit Drosseln, Morcheln und Heidelbeeren versorgte. Sein Vater hatte jedoch eine Schwachheit, welche sehr verzeihlich gewesen wäre, wenn Mutter Natur ihr nicht geradezu die Billigung versagt hätte. Ihn erfüllte nämlich unter allen menschlichen Großwürdeträgern keiner mit tieferer Ehrfurcht als ein Dorfcantor und Organist. Ob der Junge hierzu Lust und Fähigkeit habe, wurde nicht gefragt. Genug, dieses höchste Ziel des Glückes mußte erreicht und deßhalb Elias hieher auf die Schule geschickt werden. Gern gab ich dem armen, wohlgebildeten, freundlichen und höflichen Burschen die monatliche Unterstützung. Jedoch an diese meine Wohlthatenspende knüpfte sich von jeher ein gewisses Aber, welches den zu Betheilenden, die sich dessen nicht versehen, oft ein schrecklicher Donnerschlag, ein Greuel und Schrecken ist. Ich pflege sie nämlich manchmal unvermuthet mit examenartigen Fragen zu überraschen, um zu sehen, ob sie etwas lernen und eine Unterstützung verdienen?

Lange ließ ich den armen Elias gehen, ohne an das verzweifelte Examiniren zu denken. Endlich schlug doch die fatale Stunde. Elias trat in meine Schreibstube und bat mit gekrümmtem Rücken um seinen Beitrag. Ich, gerade im Begriff, den Ochsenziemer, mit dem ich meinen Hunden eben Ruhe geboten, vom Tische zu nehmen, und ihn an seine Stelle zu hängen, empfieng den Bittenden so fort mit der Frage: „In welchem Lande fließt die Elbe?“ Sey es nun, daß überhaupt das Unerwartete dem Armen die Besinnung nahm, oder

ihm das verdächtige Instrument in meiner Hand schon auf dem Rücken zu tanzen schien; genug, tödtlich erschrocken, platzte er augenblicklich mit der Antwort heraus: „in Rußland.“ Meine Hand sank vor Erstaunen auf den Tisch. „In Rußland?“ sprach ich mit ernsterer Stimme, „die Elbe in Rußland! — Lernt Ihr Geschichte in eurer Schule?“ — „Ja,“ war die stotternde Antwort. „Nun, wie lange hat,“ fuhr ich fort und trat ihm einen Schritt näher an den Leib, „wie lange hat der siebenjährige Krieg gedauert?“ — „Dreyßig Jahre;“ stammelte er augenblicklich. „Wohl gesprochen, höhnte ich. „Habt Ihr auch Naturgeschichte?“ Wiederum ein leises „Ja“ zur Erwiederung. „Nun, so sag' er mir doch, zu welcher Classe von Thieren gehört der Krebs?“ — „Zu den Säugethieren,“ seufzte das von Gott verlassene Subject; und nun konnte ich mich nicht länger halten. Ich lachte, daß mir der Bauch wackelte, und mit thränenden Augen rief ich: „Gott! mein Gott! ist es möglich? — Viele Tausend hat dieser Mensch zu Bruchwald mit eigenen Händen gefangen, viele Hundert selber gegessen, und nun ist ihm der Krebs ein säugendes Thier! Rühmliche Fortschritte in den Wissenschaften! Aus Ihm kann viel werden! O Elias Krumm, er ist dumm!“

Jetzt sah ich erst, daß ein anderer Beneficiat hinter ihm stand, der das ganze Examen mit angehört und den Schamglühenden mit spottlachendem Blicke durchbohrte. Außer sich sprang Elias mit seinem Beitrag aus dem Zimmer, das für ihn die

Hölle gewesen seyn mußte. „Ist es möglich?“ sagte ich vor mich hin, „dieser Schöps will Lehrer der Jugend werden!“ — „Ja,“ meinte der Rector den Tag darauf, und sagte zu mir, „das sey auch der dümmste Junge in der ganzen Schule, der schlechterdings nichts begreife.“ — „Und zur Musik,“ versicherte der Cantor, „stelle er sich vollends, wie der Esel zum Lautenschlagen; es fehle ihm gänzlich an musikalischen Gehör, an Lust, an der Stimme.“ — „Und der soll ein Cantor werden?“ rief ich nochmahls, „O ihr Aeltern, wie thöricht seyd ihr doch oft, wenn es auf die Beurtheilung der Fähigkeiten und die Berufswahl eurer Kinder ankommt; Ihr denkt, die Natur müsse sich euren Wünschen und Launen fügen, und begreift nicht, daß sie es eigentlich ist, die hier gefragt werden muß!“

Ich hatte mir vorgenommen, dem Vater des dummen Elias, wenn er das nächste Mal zu mir hereinkäme, darüber den Text zu lesen; da führte mich einige Tage darauf ein Geschäft zu dem Gärtner, der mir die Bäume oculirt. Ich traf nur sein freundliches Weib zu Hause; in der Stube auf einem Nebentische gewahrte ich, was ich nicht vermuthet hätte, theils fertige, theils angefangene architektonische Zeichnungen von verschiedenen Gebäuden.

„Ei!“ sagte ich verwundert,“ das ist recht artig; das hätte ich bei dem lieben Manne nicht gesucht.“ — „Ach,“ erwiederte die Frau, „mein Mann macht solche Bilder nicht, sondern ein armer Student, der bei uns wohnt; und das Haus dort

für unser Eichkätzchen hat er auch gemacht." — Staunen ergriff mich, als ich dieses Haus näher betrachtete. Es war ein kleiner Pallast mit Säulen von getrocknetem Ton; weiß überstrichen, mit eigener Phantasie geformt; die Fenster, von echt gothischem Schnitte, mit Katzenglase bekleidet, erhöhten den Eindruck des Gebäudes; und gar seltsam war es anzusehen, wenn das Eichhörnchen auf den zierlichen Balkon herauskam und sich umschaute. „Das muß ein gescheidter, wackerer Bursche seyn!" rief ich mit freudigem Beifall. „Wie heißt der Mensch?" fragte ich, schon im Fortgehen. — „Da kommt er eben zum Hause herein;" antwortet die Frau. „Der?" sagte ich fast erschrocken — „Elias Krumm?"

Er war es wirklich. Scharlachroth vor Scham wollte er entwischen, aber es war zu spät. Ich hielt ihn beim Kragen. „Schulmeister, Cantor will er werden?" fuhr ich ihn an, „Nichts damit! — nicht Schulmeister, nicht Cantor! Maurer muß er werden und Baumeister." Damit verließ ich das Haus und den ganz verblüfften Elias.

Bei meinen vielen Geschäften dachte ich nun nicht mehr an den Vorfall. Doch als am folgenden Monat Elias Krumm nicht nach seinem Stipendium kam, ward meine Theilnahme neu aufgeregt. Ich erkundigte mich nach ihm, erfuhr aber, daß er die Schule und die Stadt heimlich verlassen habe. Niemand wisse, wohin er sich gewendet. Das bedauerte ich herzlich. Ich hatte Gutes mit dem, weit vom Wege seiner wahren Bestimmung Irrenden im

Sinne. Sein Vater starb bald darauf an Altersschwäche, und so kam mir endlich die ganze Sache aus dem Gedächtnisse. Jetzt aber stand sie mit einem Male wieder vor mir in der nach fünf und zwanzig Jahren zur Reife gediehenen Erfüllung, und neugierig, seine Geschichte zu erfahren, nöthigte ich den Fremden höflichst neben mich auf das Sopha.

„Aber mit welchem Henkel greift man sie denn nun an?“ nahm ich wieder das Wort, „das heißt, wie“ —

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen,“ unterbrach er mich freundlich. „Ich bin Geheimer Rath in königlich sächsischen Diensten.“

„Wie!“ stotterte ich, mit unterdrücktem, beinahe Anstand verletzenden Erstaunen, — „Geheimer Rath! und meine Prognose wäre falsch gewesen! Sie hätten dennoch als Gelehrter ihr Glück gemacht?“

„Als Gelehrter!“ lächelte der Geheimrath; „ist denn das, was Ihr Herren „Gelehrt seyn“ nennt, allein die giltige Einlaßkarte in den Musen- und Glücks-Tempel? Muß man gerade die Weltweisheit in Jahrgängen durchlaufen, die Rechte von Kathedern herabgeschnarrt haben, um etwas Tüchtiges in der Welt zu werden? — Ich bin wirklich nichts mehr und nichts weniger — als ein Maurer.“

Ich bat ihn, das Räthsel zu lösen; fragte, warum er der Schule entlaufen, und welche Wunder sich mit ihm darauf ergeben hätten.

„Konnte ich wohl," erwiederte der Geheimrath, „auf einer Schule bleiben, wo mich überall der Spottruf verfolgte? „Elias Krumm, er ist dumm!" — O mit welch' grimmiger Wuth warf ich daheim die lateinische Grammatik an die Wand; mit welcher Wuth schlug ich die Faust an die vermaledeiten Claven meines elenden Claviers, daß mit fürchterlichem Gellen die Saiten sprangen. — Endlich floßen meine Thränen. Ich weinte über mein Elend, wie ein verlornes Kind in tiefer Finsterniß; denn ich sah keinen Ausweg. Die Schulstube, die Orgel, zu der ich verdammt war, schienen mir ein ewiges Gefängniß und eine Folter. So irrte ich, ein Gelächter meiner Mitschüler, ein Abscheu meiner selbst, verzweifelnd umher, bis Sie mich beim Kragen schüttelten und mir zuriefen: „Was, Schulmeister will er werden? Cantor? Maurer muß er werden und Baumeister!" Als mir meine Wirthin gesagt, wie Sie meine Arbeiten gelobt, da schoß plötzlich ein Blitzstrahl vor mir nieder. Aber der Blitzstrahl war nicht schreckend und nicht furchtbar; er war tröstend; er zerriß die dunkle Wolke, die vor meiner Seele hing, und zum ersten Male sah ich den klaren reinen Himmel meiner Bestimmung.

Starr den Blick auf das Haus meines Eichhörnchens gerichtet, dehnten sich die Säulen und wuchsen, und trugen das majestätische Dach, das nun ringsum mit riesigen Statuen sich bevölkerte, und Thürme und glänzende Kuppeln stiegen empor in die Luft. Die Fenster mit ihren hohen Bogen schimmerten, wie von innerer tausendkerziger Be-

leuchtung, und auf den Balkon hinaus trat der Doge von Venedig, der dem gaffenden Volke zurief: „Seht da, den Palast hat mir der erhabene Meister Elias Krumm aus Bruchwald gebaut!“

„Zwar verging die phantastische Vision und der Doge von Venedig war nichts weiter als mein liebes Eichhörnchen, aber der plötzlich erwachte Entschluß verging nicht wieder. Ich lief von der Schule flugs zu meinen Aeltern; kam Anfangs übel an, stürzte zu den Füßen meines kranken Vaters, beschwor ihn, meiner Neigung keinen Zwang anzuthun und erhielt endlich nach langen flehenden Bitten und vielen vergossenen Thränen seine Einwilligung. Er starb; ich verließ arm und dürftig das Vaterhaus, trat, dreißig Meilen entfernt, bei dem Bruder meiner Mutter, der ein Maurermeister war, in die Lehre und blieb fest entschlossen, in diesem frei gewählten Berufe zu leben und zu sterben.“

„Gott! wie glücklich war ich! mit welchem Freudengefühle rührte ich im Kasten, als ich zum ersten Male Kalk löschte! Ich hatte mein Ziel errungen, und dieß tröstete mich bei der Kälte und Härte meines Oheims, dieß ermuthigte mich bei den schweren Knechtsdiensten, die ich als Haus- und Küchenesel nebst meiner Maurerei verrichten mußte. Endlich ward ich Geselle. Ich hatte durchaus keinen Umgang als den mit meinen Büchern und Zeichnungen. Der Oheim — mit Wehmuth und Schmerz merkte ich es jeden Tag deutlicher — brauchte mich nur, wie man ein kärglich gefüttertes Nutzthier gebraucht. Meinen Gesellenlohn blieb er mir schul-

dig, obschon ich nach gerade anfangen mußte, seine Stelle zu vertreten. Ob nun gleich an offenen Verdienst und Gelderwerb unter solchen Umständen nicht zu denken war, so fehlte es mir doch nicht an heimlichem. Denn die Risse und Bauanschläge, die ich für manche Kunden unter dem Siegel der Verschwiegenheit des Nachts verfertigte, wurden mir gut bezahlt und füllten meine Sparkasse. Nach Höherem, Größeren strebte mein Sinn, nach dem Edelsten meiner Kunst und Wissenschaft. — In süße Träume versunken, saß ich oft in meiner einsamen Kammer und durchstrich Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien. Da hoben sich dann vor mir die majestätischen Thürme von St. Stephan zu Wien und des Münsters zu Straßburg; die Kuppel der Peterskirche zu Rom; da dehnte sich der Pallast Pitti zu Florenz in seiner einfachen, tief erschütternden Größe; da wandelte ich, mit einer ernsten Rückerinnerung der Zeiten, die vergangen sind, unter den mystischen, Ehrfurcht gebietenden Denkmälern maurischer Herrlichkeit in Granada und in Palladio's prächtigem Vincenza.

Bereits sechs Monate gehörte ich zur Zunft der Meister, noch immer arbeitend für meinen Oheim. Dieser starb nach einer kurzen Krankheit und vermachte mir — nie hätte ich das erwartet — einen bedeutenden Theil seines Vermögens. Nichts stand meinem Wunsche, für die Kunst zu reisen, mehr im Wege. Das herrliche Italien empfing mich in seinem Kunstheiligthume. Mit welcher Emsigkeit, mit welchem Eifer ich nun da Alles an mich sog,

wornach ich mich längst gesehnt, mit welcher Andacht ich nun von den architektonischen Wundern des stolzen Genua, des vornehmen Florenz, des prächtigen Venedig, unter den Säulen von St. Peter, unter der herrlichen Roma wanderte, — das vermögen nicht Worte zu schildern. Genug, wenig Jahre reichten hin, mich auf einen Gipfel der Kenntniß zu heben, vor welchem ich früher geschwindelt. Kein Wunder, daß ich mich in Rom meiner Kunst mit ganzer Seele und dem glücklichsten Erfolge hingab. Tag und Nacht arbeitete ich mit eisernem Fleiße, stand oft mit dem Schurzfelle auf den Gerüsten der Restauratoren alter, von der Zeit angegriffenen Herrlichkeit, und manche Excellenz und Eminenz würdigte mich ihres näheren Umganges. Auf diese Art ward ich dem Erbprinzen jenes Landes bekannt, in dem ich nun Dienste leiste. Er rief mich als Baurath in seine Residenz, wo das neue Schauspielhaus, das Hospital, die Lazaruskirche, das Belvedere unter meiner Leitung sich erhoben."

„Mein Glück war gemacht. Im Besitze eines nicht geringen Vermögens mit einem angemessenen Einkommen versehen, konnte ich nun auf die Vermehrung meines häuslichen Glückes bedacht sein. Ich heirathete ein schönes tugendhaftes Fräulein von guter Familie und den edelsten Gesinnungen. Am Tage vor der Hochzeit ward mir das Patent als Geheimer Oberbaurath übersandt. Kurz hinweg über diese Momente irdischer Seligkeit! — Ich lebe mit meiner Frau in der glücklichsten Ehe. Ein wilder flachslockiger Julius von vier, ein sanftes Marie-

chen von drei Jahren umgaukeln uns wie fröhliche Genien mit Libellenflügeln.“

„Daß ich Ihnen diese Kunde bis heute noch nicht gegeben, davon war nur das Verlangen Schuld, Ihnen dieselbe persönlich zu bringen und den Ort meiner Geburt wieder zu sehen. Mein König und mein Amt ließen mich nicht fort, und so verzog sich die Erfüllung von Jahr zu Jahr, bis ich endlich fast mit Gewalt mich losriß. Aber nun bin ich auch gekommen, Sie auf eine rechte lange Zeit in das Thal meines Glückes zu führen. Könnten Sie's versagen, eines Mannes Bitte zu erfüllen, der es nie vergessen wird, daß er doch nur Ihnen, wackerer Biedermann, die glückliche Wahl seines Berufes die ganze Glückseligkeit seines Lebens verdankt!“

Franziskus Xaverius,

der große Apostel Indiens und Japans.

In Zeiten, in denen ein großer Theil der Menschheit durch ihren Abfall von der wahren Kirche sich selbst das himmlische Licht verschließt, und dann in dem Pfuhl des Irrglaubens, der Unsittlichkeit und der Sünde herumwadet, gerade in solchen finden aber auch wieder Menschen sich vor, die eine unversiegbare Quelle von Tugend und Kraft, von Weisheit und Erleuchtung, mit diesen aber auch die himmlische Gnade in vollem Maße besitzen. Während also in den Reformationszeiten so viele Ketzer der verschiedensten Art auftraten, während ganze Völkerschaften durch ihre Herrscher zum Abfall von der Kirche gezwungen wurden, traten gerade damals hochherzige, für Christi Kirche höchst begeisterte Männer in einen Bund zusammen, um einen Damm gegen die eingetretenen Ketzereien und Schismas zu bilden, und den Verlust, den die Kirche in Europa erlitten, ihr doppelt in den andern Welttheilen zu ersetzen. So bildeten denn jene Kraftmänner den weltberühmten Orden der Jesuiten, die durch große Reinheit der Sitten, durch Aufklärung des

Verstandes, durch Gelehrsamkeit ohne Anmaßung, durch Fleiß ohne Belohnung, durch Liebe zur Arbeit, durch Begierde zu leiden, durch Gehorsam ohne Bekrittelung höherer Befehle, und durch großen Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen sich auszeichneten; die in der That Allen Alles waren, und in ihrer Gesellschaft nie Mangel an solchen Mitgliedern litten, die zur treuen Erfüllung aller großen Ideen ihres erhabenen Stifters, des heil. Ignatius, ihr Leben zum Opfer brachten. Sie waren es also, die das Talent und die nöthige Eigenschaften besaßen, die Menschen von einem wilden Leben zu entwöhnen, und ihnen Kultur beizubringen; die das Christenthum in Indien, in China, in Japan, in der Kaferei, in Abysinien, im Norden und Süden von Amerika, in den unwirthbarsten Ländern der beiden Halbkugeln der Erde auf Kosten ihrer Ruhe, ihrer Gesundheit und ihres Lebens mit größtem Erfolge predigten. Sie waren es, die durch den Unterricht der Jugend so sehr sich auszeichneten, daß selbst Friedrich II. und der große Baco sie hierin als unersetzbar betrachteten, und die mit gleichem Erfolge den wilden, wie den halb und sehr verfeinerten Völkern Gesetze gaben.

Welche Menschen aber gleich Anfangs in den Orden traten, und ihn beseelten, zeigt die Lebensgeschichte des heil. Franziskus Xaverius, die wir unsern Lesern hier in der größten Kürze geben.

Franziscus Xaverius, wurde im Jahre 1506 auf dem Schlosse Xavier im Königreiche Navara in Spanien von hochadelichen Eltern geboren. Seine

höhere wissenschaftliche Bildung erhielt er auf der damals weltberühmten hohen Schule zu Paris, wohin ihn sein Vater. schon im achtzehnten Jahre seines Alters gesendet hatte. Hier machte er durch seine glänzenden Talente und seinen Fleiß solche Fortschritte, daß er in der Weltweisheit die Doctorwürde erhielt, und zum öffentlichen Lehrer derselben erwählt wurde. Da er in der Liebe zu Jesus noch nicht fest gegründet war, so fing der wachsende Ruhm, den er sich erwarb, bald an, ihm gefährlich zu werden.

Zur nämlichen Zeit aber führte ihn die göttliche Vorsehung in die Arme der Freundschaft des heiligen Ignatius, der bald durch sein gottseliges Beispiel und seine Ermahnungen dieses gelehrte und vornehme Weltkind zu einem der strengsten Büßer machte und ihn zn einer Selbstkenntniß brachte, die im Gefühle eigener Unmacht das Wollen und Vollbringen des Guten nur Gott zuschreibt. Er unterwarf sich nun ganz der Leitung seines gotterleuchteten Landsmannes, schlug im Jahre 1533 ein reiches Kanonikat zu Pampelona aus, und verpflichtete sich im folgenden Jahre, am Feste Mariä Himmelfahrt, mit seinem Führer und acht andern Gleichgesinnten durch ein Gelübde, lebenslänglich Gott und dem Nächsten zu dienen, besonders aber das Evangelium in den weit entfernten Ländern des Heidenthums zu verkündigen. Von diesem Entschlusse beseelt, verließ er Paris im Jahre 1537, und begab sich mit einigen Genossen nach Italien. Zu Venedig blieb er zwei Mo=

naten im Spitale der Unheilbaren, wo er auf das liebreichste die Kranken pflegte. Unter diesen befand sich einer, bei dessen Anblick seine Natur sich entsetzte. Da erinnerte er sich an die Ermahnung des heil. Ignatius: „Ueberwinde dich herzhaft.“ Um dieses zu vermögen, stellte er sich in der Person des Kranken den Heiland vor, und küßte dessen Wunde. Von diesem Augenblicke an war er frei von allem Eckel an menschlichen Elende solcher Art. Von Venedig ging er nach Rom, wo er die Weihe zum Priester und zum rechtmäßigen Verkünder des Evangeliums empfing; und nachdem er vierzig Tage lang in der Einsamkeit durch Gebet, strenges Fasten und andere Bußwerke sich vorbereitet hatte, las er mit glühender Andacht die erste heilige Messe, und predigte auch in Rom mit großem Segen.

Indessen hatte Johannes III, König von Portugal, Nachricht erhalten von dem Entschlusse der erleuchteten Männer, als Glaubensboten zu den fernen Heiden zu gehen, und verlangte von dem heil. Ignatius einige dieser Priester für die ihm unterworfenen Länder in Indien. Unter den zu diesem Werke Erkornen war Franziskus Xaverius. Dieser sah die Wahl als göttlichen Willen an, und machte sich, nachdem er die Ermahnungen des heil. Ignatius und als päpstlicher Gesandte den Segen des Pabstes empfangen hatte, in Begleitung zweier Genossen ungesäumt auf den Weg nach Lissabon, wobei er blos ein Bild des Gekreuzigten auf der Brust, sein Brevier unter dem Arm und einen Stab in der Hand trug. Hier nahm

er seine Einkehr statt in dem königlichen Palaste, wohin Johann III. ihn eingeladen hatte, in dem Spitale, und wartete in diesem unter liebreicher Bedienung der Kranken die Gelegenheit nach Indien ab. Der siebente April des Jahres 1541 war der Tag, an welchem das Schiff, das ihn mit den beiden Gefährten an seinen Bestimmungsort bringen sollte, unter Segel ging. Schon während der Fahrt bewirkte er unter den neunhundert Personen, die sich auf dem Schiffe befanden, viel Gutes. Dann da viele derselben erkrankten, so stand er ihnen mit brüderlicher Liebe Tag und Nacht bei und sorgte für ihr geistiges und leibliches Wohl, obschon er selbst nicht von der gewöhnlichen Seekrankheit, einem heftigen Erbrechen, frei blieb. Der Vizekönig, welcher auf diesem Schiffe mit nach Indien fuhr, hatte dem eifrigen Diener Gottes zu seiner Erleichterung ein bequemes Zimmer eingeräumt. Mit Dank nahm es Xaver an, benützte es aber nicht für sich, sondern legte jene hinein, die am gefährlichsten erkrankt waren. Die Gesunden führte er aber durch tägliches Predigen und liebevolles Zureden zu einem christlichen Leben an, und begeisterte alle durch seine Liebe und Innigkeit für die Religion.

Im dreizehnten Monate nach der Abfahrt von Lissabon landete das Schiff im Hafen von Goa, der Hauptstadt des portugiesischen Indiens. Es war der 6. Mai 1542.

Xaver betete am Gestade mit heiliger Inbrunst. Dann erhob er sich, durch Gottes Geist gestärkt,

und wanderte muthig in die Stadt, sein apostolisches Werk zu beginnen. Nachdem er dem Bischofe des Ortes sich vorgestellt, und von diesem die Ermächtigung zum Predigen empfangen, schritt er mit einem Glöcklein in der Hand durch die Gassen. Er klingelte, und es versammelten sich die Kinder um ihn, sowohl christliche als heidnische. Er erklärte ihnen, äußerst sanft und der Faßungskraft der Kinder angemessen, die Wahrheiten des Glaubens, lehrte sie verschiedene Gesänge und Gebete, und hieß sie zu Hause erzählen, was sie gehört hatten. Die Kinder führten nun, gleich kleinen Aposteln, ihre eigenen Eltern zu dem Heiligen, damit er sie unterrichte und taufe. Mit Freude horchten sie auf seine leichtfaßlichen Lehren. Er gewann ihre Liebe, und darum ihr Vertrauen, und was er durch seine Predigten nicht erzweckte, bewirkte die unwiderstehliche Freundlichkeit seines Umgangs. Denn da er, nach dem Beispiele des Paulus, Allen Alles werden wollte, so besuchte er gerne die Sünder, setzte sich eingeladen an ihren Tisch, und da geschah es oft, daß er durch eine fröhliche Miene, oder ein wie von ungefähr angebrachtes Wort, diesen oder Jenen zur Erkenntniß seines Unrechts, oder Fehlers, entzweite Eheleute aber zur Wiederversöhnung brachte. Hier war ein Soldat, dessen Bekehrung ihn mehrere Wochen nacheinander Fleiß und Geduld kostete, dort Einer, an dessen Spieltisch er sich sogar setzte, um ihn vor der Verzweiflung und vor Selbstmord zu bewahren, worauf er ihn zu so aufrichtiger Reue be-

wegte, daß der Büßer den Entschluß, sich des Spielens zu enthalten, nicht nur faßte, sondern auch treu erfüllte. Das war sein Tagewerk. Die Nächte brachte er größtentheils im Gebete zu, und dadurch kam zu Goa eine solche Sinnesänderung zu Stande, daß sie der Bischof selbst für ein Wunder betrachtete.

Am Vorgebirge Komorin, zweihundert Stunden südwärts von Goa, wohnte ein armes Fischervolk, das wohl die Taufe empfangen hatte, allein durch den Handel und Verkehr mit den nachbarlichen Heidenstämmen in Aberglauben und Laster verfallen war. Dahin begab sich nun der eifrige Glaubensbote, unterrichtete die armen Fischer im Christenthume, und machte aus ihnen gute und rechtschaffene Menschen. Von ihnen wanderte er nach der Küste der Fischerinsel. Hier mußte er sich lange abmühen, die malabarische Sprache zu erlernen, um dem Volke die Gebete und den Inbegriff der christlichen Lehre in einem kleinen Büchlein verständlich zu machen. Dann ging er von Dorf zu Dorf, und rührte sein Glöcklein in der Hand. Und die Bewohner kamen zum Unterrichte herbei, hörten ihn mit vieler Aufmerksamkeit an, und befolgten seine Lehren.

Hierauf kehrte der Apostel wieder nach Goa zurück, mit stiller Freude im Herzen über das, was er mit dem Beistande des göttlichen Geistes im Heidenvolke Gutes gestiftet. In Goa gründete er jetzt das Seminarium des heiligen Glaubens, eine Pflanzschule für eifrige Jünglinge, die der

Verbreitung des Glaubens sich widmen wollten. Allein der Geist Gottes führte ihn bald wieder in eine andere Gegend. Das Königreich Travankor war noch tief versunken im Heidenthume. Dahin richtete er ungescheut, nicht achtend die Beschwerden und Gefahren, durch eine ungeheure Länderstrecke den Pilgerstab. Der Heiland hatte seinen Worten Kraft und Segen verliehen. Wohin sein heiliger Bote kam, wandten sich die Menschen ihm zu; ganze Dorfschaften, von ihm bekehrt und getauft, bekannten sich zum Christenthume. Der König liebte und beschützte ihn. Aber die Braminen, die Götzenpriester der Indier, geriethen in die höchste Wuth über das gedeihliche Wirken des heiligen Xaver nnd beriethen sich untereinander, wie sie ihn um's Leben bringen könnten. Allein durch den Schutz des göttlichen Heilandes wurde er gerettet.

Sein Ruf verbreitete sich immer mehr durch die heidnischen Länder. Und von allen Gegenden kamen Abgeordnete, mit der Bitte: „Komm mit uns, o Mann Gottes, und unterrichte und taufe uns auf den Namen des dreieinigen Gottes."

Um diese Zeit war es, daß er bei dem Anblicke einer so reichen Ernte und des Mangels an apostolischen Arbeitern in einem Briefe schrieb: „Ich möchte alle Schulen in Europa durchwandern, und ihnen aus allen Kräften zurufen, wie viele Seelen hier durch ihre Schuld verloren gehen." Voll von diesem Gedanken entschloß er sich, auch nach den indischen Ländern jenseits des Ganges zu schiffen, und das Licht des Evangeliums von Insel zu Insel, von

einem Reiche in's andere bis an die äußersten Gränzen Asiens zu tragen. So kam der muthvolle, eifrige Glaubensbote südlich bis zu den Malayen, bis zu den großen, unter dem heißesten Erdstrich gelegenen Inseln Sumatra und Java, Borneo und Celebes, selbst bis zu den fernen molukkischen Eilanden; suchte die wilden Bewohner in den Wäldern auf, gewann ihre Zuneigung, ihr Vertrauen, lehrte sie ordentliche Hütten bauen, sich einander in Liebe vertragen, und ihre Hände gläubig zu dem Herrn des Himmels und der Erde erheben. Keine Beschwerde, noch so groß, keine Gefahr für sein Leben, wenn auch noch so drohend, schreckte ihn zurück. Sollte ein Kaufmann, sprach er, um irdischer Vortheile willen, größern Muth beweisen, als ein Diener und Bote des Heilandes! Verliehe mir Gott auch nur das Heil eines Einzigen zu bewirken, so würde ich mich für alle Mühseligkeiten und Gefahren belohnt glauben. Außerordentlich war aber der Erfolg eines solchen Eifers und der Gnade, mit welcher Gott durch unzählige Wunder sein Wort und Wirken segnete und ihm erleichterte.

Gleich seinem Vorbilde, dem heiligen Paulus, begnügte er sich nicht mit vorübergehender Bekehrung; er trug alle, die er für das Christenthum gewonnen hatte, stets in seinem Herzen, empfahl sie in seinen täglichen Gebeten dem Schutz und Erbarmen des Heilandes, eilte selbst wieder zu ihnen hin, half einem einschleichenden Mißbrauche ab, bestärkte die Wankenden im Glauben und in der Liebe, war

bald da, bald dort, und verachtete Klippen und Stürme, ja den Schiffbruch selbst, indem er einst drei Tage und drei Nächte auf einem Brette gegen Wind und Wellen kämpfen mußte. Wenn er selbst nicht kommen konnte, erließ er aufmunternde, ermahnende Sendschreiben an seine lieben Kinder im Geiste, oder sandte ihnen Hilfe durch einen der Mitarbeiter, die er theils selbst unter den Eingebornen sich herangebildet, theils durch den heiligen Ignatius, den Stifter seines Ordens, aus Europa erhalten hatte.

Nachdem der heilige Xaver auf diese Weise durch unermüdetes Umherwandern von Ort zu Ort, von Volk zu Volk mit Gottes Segen in den beiden Indien, und in den großen und kleinen Südinseln so Unglaubliches für Ausbreitung des Christenthums vollbracht hatte, faßte er den Entschluß, auch die Bewohner von Japan, dem fernsten Inselreiche Asiens gegen Aufgang der Sonne, zur Kenntniß desselben zu führen. Zu diesem Zwecke bestieg er das Schiff eines heidnischen Seeräubers. Zwei Brüder aus seinem Orden begleiteten ihn. Auch hatte er einen getauften Japaner bei sich, den er recht lieb gewonnen und der ihm den Weg in's fremde Land bahnen sollte. Aeußerst gefährlich und beschwerdevoll war die weite Fahrt. Endlich am Tage der Himmelfahrt der seligsten Jungfrau Maria, die er keinen Tag andächtig zu verehren unterließ, landete er an der Japanischen Küste, bei zwölftausend Stunden entfernt von seinem Vaterlande, entblößt zwar von aller menschlichen Hilfe, jedoch voll

Muth und jenem Vertrauen, das seine göttliche Liebe und sein brennender Seeleneifer in ihm weckte. Da fiel er nun zuerst auf die Kniee, und seine Blicke und seine Hände richtete er zum Himmel empor, zum lieben Heilande, der ihn noch nie verlassen. Getrost begann er dann sein Predigtamt in der Stadt Komgoxinia. Von den Götzenpriestern daraus vertrieben, wandte er sich nach Firando, einer andern Stadt, wo der Herr seine Bemühung mit so gutem Erfolge segnete, daß eine große Menge Volkes, und sogar Viele der Vornehmsten, Priester und Gelehrte die Taufe verlangten. Zu Meako, der Hauptstadt des Landes, fand seine Lehre keinen Eingang, um so mehr aber in Amangurhi, wo er in wenigen Wochen über viertausend Seelen bekehrte; ebenso in Bongo, wo er durch die Wirkungskraft seiner salbungsvollen Rede selbst auch wieder die Priester zum Glauben an Jesus Christus bewog. Doch wer kann den Segen beschreiben, den nicht nur sein Wort, sondern besonders sein Beispiel, die Heiligkeit seines Wandels, seine Demuth, seine unüberwindliche Geduld bei steter Heiterkeit, seine rastlose Liebe verbreitete? Wer vermöchte seine Wunder und Bekehrungen alle aufzuzählen! Alles war ihm noch nicht genug. Er hatte gehört, daß alle Japaner zu dem Christenthum übertreten würden, wenn solches in China Eingang fände. Von diesem Augenblicke an war die Bekehrung Chinas das Ziel seines Strebens. Doch kehrte er erst nach Indien zurück, um seine dort gestifteten Christengemeinden wieder zu besuchen, und zu deren Befesti-

gung im Glauben die nöthigen Anordnungen zu treffen.

Unter der sorgsamen Leitung zurückgelassener Mitarbeiter fand er Alles im herrlichsten Zustande. Voll des Dankes und der Freude darüber schiffte er sich nach China ein, dem Lande seiner heiligen Wünsche. Doch sein Auge nur sollte es von Ferne sehen, sein Fuß aber nicht betreten; denn der gütige Heiland wollte seinen Mühseligkeiten ein Ziel setzen. Kaum hatte der fromme Diener Gottes nach einem gewaltigen Meeressturme, in welchem er alle Schiffleute zum Tode vorbereitet hatte, die Insel Sazian an der chinesischen Küste erreicht, so wurde er daselbst am 20. November von einem hitzigen Fieber überfallen und ahnte seinen nahen Tod.

Die Schmerzen am ganzen Körper nahmen stündlich überhand. Da trugen die mitleidige Schiffer den heiligen Mann aus der dumpfigen Schiffskammer an's Ufer der Insel, damit er da einer bessern Luft sich erfreue. Matt und entkräftet, todtenblaß und von den heftigsten Schmerzen gequält, lag der weltberühmte Apostel Indiens, in einer schlechten, armseligen Binsenhütte, und erwartete den Tod. Aber sein Angesicht war verklärt wie das eines Engels; er hielt in der einen Hand das Bild des Gekreuzigten, in der andern das Buch des Lebens; neben ihm lag sein Pilgerstab, der Hut und das Glöckchen. So schlicht und einfach wie er von der irdischen Heimath ausgegangen, um die Heidenvölker zu bekehren, wollte er in der ewigen Heimat vor dem göttlichen Hei-

lande erscheinen; und seine Lippen beteten: „Auf Dich o Herr, habe ich gehofft; ich werde nicht beschämt werden. Jesu, du Sohn Davids, erbarme Dich meiner. Maria, erzeige Dich als Mutter an mir.“

So empfahl er seine Seele in die Hände des himmlischen Vaters, und verschied im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters den 2. Dezember 1552.

Seine sterbliche Hülle wurde nach Goa' gebracht, wo er zu wirken angefangen. Nur sein rechter Arm ist davon abgelöst, und nach Rom in die Kirche seines Ordens gebracht worden, wo er aufbewahrt wird.

Es ist aber nicht allein die katholische Kirche die durch Heiligsprechung, es sind nicht allein die Katholiken, die durch tiefe Verehrung das heilige und thatenreiche Leben dieses großen Apostels anerkennen, würdigen und bis zum Ende der Welt bewahren; selbst Protestanten stimmen in das Lob dieses heiligen Mannes und nicht ohne einigen Neid ein. So sagt der Protestant Baldäus in seiner Geschichte von Indien. Wäre Xaver's Glauben mit dem unsrigen übereinstimmend, so müßten wir ihn als den heiligen Paulus verehren; doch muß, trotz dieser Religionsverschiedenheit sein thatenreiches Leben, sein Eifer und die Heiligkeit seiner Sitten, jeden wohl denkenden Menschen anfeuern, das Werk, das ihm Gott hienieden aufgetragen, nicht nachläßig zu verrichten; denn über alle Beschreibung erhaben sind die herrlichen Ga=

ben, welche Xaver als Gesandte Jesu Christi empfangen hatte, um die hohe Bestimmung, die ihm ward, zu erfüllen. Wenn ich die Geduld und Sanftmuth betrachte, mit der er Großen und Kleinen das heilige, lebendige Wesen des Evangeliums spendete, den Muth, mit dem er alle Mißhandlungen und Schmach erduldete, so kann ich mich nicht enthalten, mit dem Apostel auszurufen: „Wer ist, wie er, solcher außerordentlichen Dinge fähig? Wollte Gott, daß, so wie du warst, du einer der Unsrigen wärest, oder gewesen wärest. — Hiezu sagt nun der Protestant Lovater: „Die Katholiken haben Heilige; wir aber haben keine, wenigstens keine, wie die Katholiken.“ und der Protestant Thersteegen fügt bei; Wie nöthig wäre auch uns Protestanten das Salz solcher heiligen Seelen, damit nicht alles verfaulen möchte.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Boost, Johann Adam

Sammlung moralischer Erzählungen für Deutschlands Söhne und Töchter

Bd.: 2

Augsburg (1843)

Paed.pr. 486-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759362-8